

*Vieckdorffsche
von Huster*

Zeitschrift
für den
deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben
von
Dr. Otto Lyon.

5. Jahrgang. 8. Heft.



Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1891.

Beilagen: R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Berlin,
Schmitz & Olbers (E. Blasius), Düsseldorf.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Deutsches Lesebuch
für
höhere Lehranstalten.

Herausgegeben von

Rector Prof. Dr. Th. Vogel, Prof. Dr. A. Müller,
Prof. Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey und Dr. O. Lyon.
5 Teile. gr. 8. geh.

Erster Teil:

Sexta. Zweite Auflage. 1890. M 1.50.

Zweiter Teil:

Quinta. Zweite Auflage. 1890. M 1.80.

Dritter Teil:

Quarta. Zweite Auflage. 1891. M 2.—

Vierter Teil:

Tertia. 1883. M 2.80.

Fünfter Teil:

Sekunda. Auch unter dem Titel: Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa ausgestattet und herausgegeben von Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey, R. Meyer und Dr. O. Lyon. 1884. M 3.60.

Die leitenden Grundsätze des ganzen Werkes, die Gesichtspunkte, welche bei Auswahl des Stoffes maßgebend waren, der Plan, nach welchem die Anordnung desselben erfolgt ist, sind im Vorwort eines jeden Teils ausführlich dargelegt worden.

Um zweckmäßigsten wird es sein, daß alle diejenigen das Buch selbst einer Prüfung unterzischen, welche in der Lage sind, ein neues Lesebuch einzuführen. Zu diesem Behufe wird die Verlagshandlung allen Vorsitzern höherer Lehranstalten und Lehrern des Deutschen, welche ihr mit Postkarte einen bestalligen Wunsch zu erkennen geben, sofort ein Freizexemplar postfrei zusenden. Der ungemein rasche Erfolg des Buches ist der beste Beweis für seine Vorzüge.

Leipzig.

Die Verlagshandlung B. G. Teubner.

Bitte.

In die in Vorbereitung befindliche Fortsetzung meines systematischen Verzeichnisses der Abhandlungen, welche in den Schulschriften der am Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten von 1886—1890 einschließlich erschienen sind, gedenke ich abweichend von dem bisher geübten Brauche auch diejenigen Schriften der beim Tauschverkehr beteiligten Anstalten aufzunehmen, welche aus irgend einem Anlaß dem Tauschverkehr nicht übergeben worden sind. Ich erlaube mir daher die geehrten Direktionen der höheren Schulanstalten, welche in dem genannten Zeitraum Schriften dieser Art ausgegeben haben, ergebenst um deren Übersendung zu bitten. Dieselben werden auf Wunsch nach Benutzung den Absendern postfrei wieder zugestellt werden.

Gera (Reuß).

Dr. Rudolf Klussmann.

Zeitschrift
für den
deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben
von
Dr. Otto Lyon.

5. Jahrgang.



Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1891.



CII 10 815



D 130 - 717612 20
Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Deutschland grammatisch, zur Geschichte seiner Form.

Von Rudolf Hildebrand.

Die Worte Deutsch und Deutschland, die uns nun wie neu aufgefrischt die Träger der reinsten und tiefsten Innigkeit in unserer Gedankenwelt sind, und nun auch von oben her, von Staatswegen so anerkannt — man muß zu den Alten gehören, die es noch mit erlebt haben, wie sie da vielmehr mißliebig, ja verdächtig waren und von Amts wegen möglichst gemieden wurden, um an ihnen ganz nachempfinden zu können, was diese Anerkennung von höchster Stelle aus bedeutet und was in ihnen gewonnen ist, auch nur im Vergleich mit der Zeit unserer Väter — diese wichtigen Worte bieten sprachlich und grammatisch mehrfachen Anlaß zu lehrreicher Betrachtung. Daß sie sich durch Wohlklang nicht eben auszeichnen, bemerkt wohl jeder einmal, der sein Ohr an das Hören von Wohlklang und Übelklang der Sprache gewöhnt, mit einem Verdrüß, an dem er dann eine Zeit lang zu kauen hat. Wie viel wohlklangernd das franzößische allemand, l'Allemagne, das englische german, Germany, auch das ital. tedesco, das unserm Deutsch entspricht, d. h. danach gebildet ist.¹⁾ Eigen ist auch, daß es in unserer Sprache reimlos dasteht, wie Goethe einmal spöttelt (in den Mäusen und Grazien in der Mark):

Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.

Ich wollte aber nicht auf das Adjektiv und seine gar lehrreiche Geschichte eingehen, auch nicht, was das Substantiv mit träfe, auf das Jahrhunderte lange Schwanken zwischen D und T im Anlaut, das ja nun glücklich in der rechten Richtung überwunden ist (es ist noch gar nicht lange her), sondern von Deutschland, das selber genug zu betrachten gibt.

Was ich meine, wird durch folgenden Satz Herders v. J. 1769 angedeutet sein. Er erwähnt in den Kritischen Wältern, im ersten Wäldechen Cap. 24 die Ermordung Winkelmanns: „Winkelmann ist nicht mehr! Durch die Hand eines Mörders auf die entseeligste Weise der Welt, Rom und seinem Deutschland entrissen!“ (Suphans Ausg. 3, 187) — Deutschland! jetzt vollkommen unmöglich, ebenso wie Englands, Schottlands, Irlands, Hollands, Fürtlands, Russlands, Livlands, Kurlands, Esth-

1) ursprünglich todesco, nach dem älteren tiutisch, diutisc, genauer nach lat. theodiscus.

lande usw. unmöglich sind. Die Namen haben der Form nach keinen Dativ mehr, sie sind starr und steif geworden (vom Gen. abgesehen, s. nachher). Dagegen wäre bei Griechenland noch jetzt nicht ganz unmöglich: „im alten Griechenlande“; das wäre wie: im Baskenlande, im Hessenlande, auch im Rheinlande, im Österlande, im Voigtlande — warum? Da ist überall „das Land“ (der Griechen usw.) noch als besonderer Begriff gedacht und hebt die Namen aus dem Kreise der Eigennamen im engeren Sinne heraus. Diese gelten nun einmal als über das grammatische Leben starr hinausragend, während der alte, natürliche Stand noch bei den Bauern zu erkennen ist, z. B.: ich habe es Baumeister gegeben, ich will Bernharde sagen usw., vor dem städtischen Sprachgefühl ein Bildungsgreuel, dem einigermaßen offen werden den Blick aber — beneidenswerth. Werden doch nun auch die Dative und Accusative Goethen, Luisen, Bernharden u. dgl. immer mehr altfränkisch, sodass man sich damit eine Bildungsblöße zu geben fürchtet, während doch Fälle immer vorkommen, wo der bezeichnete Dat. oder Acc. schon der Deutlichkeit wegen recht brauchbar oder nötig wäre. Es ist wie mit „Gott“, das auch im Dativ nun bloß so kahl, ohne Endung und Abzeichen möglich ist, was doch nicht ohne bedenkliche Folgen ist (s. z. B. oben 1,445 fg.) Niemand wagt mehr den Dativ „Gotte“ trotz des biblischen Wortes „Gebet Gotte was Gottes ist“ usw. Und doch ist Gott noch nicht so weit erstarrt, als Deutschland usw., denn dem Sprachgefühl noch ganz gemäß und ohne Anstoß ist in Schillers Gang nach dem Eisenhammer:

Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Trifft du ihn auf dem Weg.

Auch „beim großen Gotte, beim gerechten Gotte“ ist, wenn auch nicht geläufig, doch noch nicht unmöglich, weil auch da „Gott“ durch den Artikel und das Adjektivum noch außer dem Kreise der starren Eigennamen gehalten wird. So wunderlich geht es mit dem e, diesem dünnsten Laute unserer Sprache zu, das doch zugleich so wichtig und so launenhaft behandelt wird.

Um aber wieder auf Deutschland zu kommen, den Genitiv hat es doch noch mit Abzeichen, aber doch auch nicht mehr in alter Reinheit und Schönheit, denn er hat auch das e hergeben müssen, wie der Dativ, und nur das —s übrig behalten, es heißt nur noch Deutschlands, wie Englands, Hollands usw. Das ist eigentlich um so auffallender, als sonst in Bezug auf grammatische Formen seit mehr als einem Menschenalter eine Bewegung im Gange ist, welche eifrig darauf ausgeht, frühere bequemere Formen in ihrer älteren Gestalt wiederherzustellen, eine Bewegung, die an sich seit Jahrhunderten wirksam und für die Formgeschichte unserer Sprache von der größten Bedeutung ist, freilich oft

auch fehlgegriffen hat. Es handelt sich dabei besonders um verschluckte e; so will man Gleis nicht mehr dulden, nur noch oder wieder Gleis, und selbst „entgeleisen“, worin das rhythmische Gefühl einen Stoß erhält, soll nun allein richtig sein, man wird auch noch auf „vergenügen“ als das allein Richtige verfallen. Besonders auch, und ganz läblich auf das gen. — es ist es dabei abgesehen, und wenn man z. B. wol noch länger sprechen wird: „Wir führen im letzten Wagen des Bugs“, wird man doch in der Schrift „Buges“ vorziehen. Aber vor der starren Mauer der Eigennamen macht die Bewegung scheu Halt, Deutschlands ist unmöglich, während doch des Rheinlandes, des Österreiches in der Schrift nun wieder das herrschende ist, obwohl man vor der Hand Rheinlands usw. weiter spricht.

Und doch ist auch das noch gar nicht alt, wie der Dat. ohne e; man liest z. B. in den Briefen die neueste Litteratur betreffend 22, 177 Verl. 1765 (Resewitz ist der Verfasser): „Wenn bei uns Deutschen ein neugebackener Schriftsteller nur nicht vergibt, zwölf Exemplare seines Werkleins an zwölf Zeitungsverfasser zu senden, so kann er gewiß seyn aus zwölf Städten Deutschlands die angenehme Nachricht zu hören, daß der Herr Magister *** ein trefflich gründliches und angenehmes Werkgen geschrieben habe“ — Deutschland, jetzt so ganz unmöglich, wie Herders „seinem Deutschland“ oben. Die Eigennamen sollen und müssen wie gesagt nun einmal so unbeweglich starr als möglich sein. Gut, es ist nun einmal nicht anders, man muß sich fügen, aber, wie in vielen ähnlichen Fällen auch im Leben, das Gefühl darf sich dawider auflehnen und das einfach Rechte sich im Stillen vorbehalten.

Den Schülern würde ich übrigens den Fall vorlegen, so daß sie sich selbst an der Lösung der Frage versuchen müßten, warum im Österreich, aber nur in Deutschland, warum im Frankenreiche, aber nur in Frankreich. Die Kleinigkeit ist trefflich geeignet, um ihr eigenes Denken auf den Weg des Suchens und Findens zu bringen.

Diese grammatische Erstarrung ist aber nur der Endpunkt einer Entwicklungslinie, die in aller Lebendigkeit und Beweglichkeit begann; es wird lehrreich sein, auch für Verständniß des Sprachlebens überhaupt, die Entwicklung in raschem Überblick zu verfolgen.

Von Anfang erscheint sogar Plural und Singular zur Wahl, beides z. B. im Annosiede:

si hiezen in vehtin wider diutsche lant.

Wackernagels Leseb. 1, 179, 5 (1830).

d. h. die Römer den Caesar; daneben aber:

mit zorne her (Caesar) duo wider wande
ei diutischimo lande. 182, 22,

schon ohne den Artikel, denn gemeint ist: das Deutsche Land, wie vorher die Deutschen Lande. Wenn W. Grimm im Wörterbuch unter Deutschland aus der Kaiserchronik beibringt: daz mære in Dütiskland kam 102^d, do karte er in Dütiskland widere das., so ist das mit dem heutigen „Deutschland“ noch nicht gleich zu sehen, gemeint ist dütisk lant, das deutsche Land. Im 13. Jahrhundert z. B. bei Walther:

owē waz ēren sich ellendet tiuschen landen! 13,5 Bachm.;

dā hin dā her wart nie so wert in allen tiuschen landen. 107,10,
jetzt: in ganz Deutschland, wo die Erstarrung auch das Adj. mit ergreift,
denn „im ganzen Deutschland“ wäre wider den Gebrauch.

Walther behandelt es doch auch als Singular, z. B. in dem Willkommensliede:

tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant. 57,13.

In demselben Liede zeigt sich auch, daß tiutsch auch sonst den Artikel nicht bedurfte, um bestimmt zu sein:

tiusche man sint wol gezogen. 57,13;

tiuschiu zuht gât vor in allen. 56,37,

d. h. die deutschen Männer, die deutsche Bildung; ebenso 117,5 werden tiusche liute wider guot, die Deutschen. Das hafstet dem Worte bis heute zum Theil an, denn man spricht z. B. von deutscher Geschichte, deutschem Gebiete, deutscher Erde auch in Fällen, wo man den verschwiegenen bestimmten Artikel mit meint.

Der Plural mag übrigens das ältere sein, er ist lebendiger, indem er die Größe des gemeinten Gebietes mehr ausgemalt sehen läßt, während der Singular das Ganze mehr auf einen Begriff einschrumpfen läßt. Die Einheit litt beim Plur. keinen Schaden, da sie durch tiutsch vertreten war. Es hängt aber auch mit dem ursprünglich engern Begriff von Land zusammen. Wenn z. B. beim Kürenberger davon die Rede ist, der Dichter müsse einer Frau diu lant rümen, weil er ihre Minne verschämähe (Minnes). Frühl. 8,7. 9,32), so handelt es sich wohl höchstens um eine Grafschaft, die so pluralisch gefaßt wird: lant ursprünglich, was man mit dem Auge oder mit den Gedanken als ein Ganzes für sich umspannen konnte, unser Landschaft wird ihm ungefähr gleichen. Übrigens hat sich der Plural ähnlich erhalten in den Niederlanden bei Hamburg, in den Niederlanden, denen gegenüber in der ältern Zeit auch von „den obern Landen“ (am Rhein) die Rede ist.

Der Plural erhält sich noch weit hinaus übers Mhd. lange neben dem Sing., z. B. (mehr bei W. Grimm im Wb. unter deutsch):

ich bin ein pot vom pabst gesant
von Rom in die teutsche lant.

Fasnachtsp. 29, 13;

in alemangna (so), in teutschen landen. Ital.-deutscher Vocab. Bologna 1479 e 3^b, also der plur. selbst neben dem ital. Singular; also bleib er in tuſchen landen. Closener 56, 25; Wilhelm, ein Fürst von deutschen Landen. Steinhöwel Boccaccio 2, 189; gemeiner nuß dieser ganzer dutschten lande. Janssen Frankfurts Reichscorr. 2, 154 (v. J. 1461), in amtlichem Reichsstil; ich wolte ein ſack vol exemplar bringen allein aus deutschen landen. Luther das ſchöne confitemini 1540 E 4^a; wenn es fo ſol in deudſchen landen gehen, fo iſt mir leid das ich ein Deudſcher geboren bin. Luthers Schriften (Fenaer Ausg.) 5, 185^b; ſind ich, das in Germanien und teutschen landen regirt hat König Swab. Aventin Chron. (1566) 37^a, also gleichfalls neben Sing. Auch das obere und niedere Deutſchland werden ſo unterschieden, z. B.: Graven, Freien, Ritter, Herren und Edelknecht von hohen und niedern Teutschen landen. Zimmerische Chron. 1, 71; nun war zu denen zyten Herzog Albrecht von Oesterreich . . . heruff von Oesterland in Schwaben (acc.) und hochdeutsche landt kumen. Georg v. Ehingen 7, hier im genauesten Sinne, das eigentlich hohe deutsche Land, das Hochgebirgſland, Tirol, des Verfassers Heimat. Besonders auch verbunden „deutsche und welsche Lande“, als ungefähre Umfassung des Bereiches, dem damals das Tagesinteresse angehörte, z. B.: es iſt ein gewonheit fast überall in Teutsch und Welschen landen. J. Pauli Schimpf u. Ernst S. 414 (Osterleyhs Ausg.), dahinter ſteht ſchon das einfache „Teutsch- und Welschland“. Noch tief im 17. Jahrhundert: vor allen Dingen ſoll er (der Deutsche) die Teutſche Geschichte und Sprache lernen . . . und die Teutſche Land durchzogen haben, ehe er ſich in frembde Lände begebe. Moscherosch Philander Frankf. 1644 S. 804.

Daneben geht aber gleichbedeutend der Singular, wie vom Anfang an. Der voc. incip. teut. y 4^a gibt „tuſch land, Alemania“ uſw. d. h. „deutſches Land“, mit entbehrlichem Artikel (ſ. oben). Doch ſteht dieser auch, z. B. bei Dasypodus 88^a „Das teutſch land“, Alemannia uſw.: Germanus, einer uſz dutschem lande. Diefenbach gloss. 26^a; dadurch dann . . . das Teutsch lande in im ſelbs ſogar verirret iſt, das es von andern nacion . . . ganz verachtet uſw., kurz vorher: das in dem heiligen Römischen reich und bevoran in Teutschen landen es leider . . . uibel geſtanden hat. Janssen Frankfurts Reichscorr. 2, 149 in einer Eingabe des Erzbifchoſſ von Mainz und Genoffen v. J. 1461, an den Kaiser über die verderblichen Zustände des Reiches;

sie ſind aus teutſchem land geborn. Laurin (Schade) 1625;
geboren aus dem Teutſchen Land. Eyring Sprichw. 1, 170;

Luther an die Radherrn aller Stedte Deutsches lands, das sie christliche schulen aufrichten sollen. Wittemb. 1524; von des Teutschen lands art. S. Frank Germ. Chron. (1538) 2^b; in das wüste teutsch lande ziehen. 3^a; ein schwarm volks kam aus Engelland und Brittannia in Teutsch lande. 221^a; da dieser könig Gampus in teutschem land herrscht. Aventin Chron. 126 Lexer.

Aus Welschland, Spanien, Frankreich, Flandern,
Aus Schweiz und ganzem deutschen Land.

Mollenhagen Froschm., Nn 3 (Goedele 2, 125).
Nun bleibt Leipzig noch wol ein stat,
weil sie den preis behalten hat
in teutsch und welschem lande.

Lied von der Belagerung Leipzigs i. J. 1547
b. Liliencron hist. Vollsl. 4, 406.

Der Drang nach Einheit und Einfachheit lag aber dem zusammengefügten Namen schon lange in den Gliedern und kam seit dem 15. Jahrhundert zum Durchbruch, seit dem 17. zum Siege: Düsche- lant wart bewungen. Königshofen, Chron. 335, 21. Der Drang mußte ja unterstützt werden durch die lat. Alemannia, Germania, Teutonia. Im 15. Jahrh. z. B. in Vocabularien: Germania, nider tütschland. Diesenbach nov. gloss. 191²; Hochdeutschland, Norica, Teutonia. voc. inc. teut. k 2^b, es ist aber noch „hoch Deutschland“ gemeint, wie noch S. Frank im Weltbuch (1567) 41^b „das ober (oder) hoch Deutschland“ und „das nider Deutschland“ schreibt; diese Zusätze ober, hoch, nieder mußten übrigens das Zusammenschreiben „Deutschland“ befördern.

Dann würd es übel umb uns stan
Und als Teutschland zu scheitern gan.

S. Brant bei Barnke S. XXXVII^a.

Sonst im 16. Jahrh.: wenn Deutschland alle auf ihre knye fielen. Luther vom baptistum 1520 A 4^a, sehr merkwürdig das Land unmittelbar als das Volk selbst gedacht; Deutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genung hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Tischreden, 1571 395^b. Thomas Platter erzählt aus seinem Knabenleben als Geißhirt im obern Wallis: under andren wünschten wir, das wir fenden fliegen, so wolsten wir uß den land in Tütschland fliegen, so nennet man in Wallis die eidgnoshaft. Platters Leben 12 (Boos).¹⁾

1) Dieß in mit dem Acc. bei Länder- und Ortsnamen ist jetzt verboten, nur noch der Dat. ist erlaubt, ein Grund ist schwer zu sehen; das in, wie es da Platter braucht, hat bis ins 18. Jahrh. gegolten. Zu dem engeren Sinn übrigens, den Deutschland da hat, ist das Gegenstück, wenn die Engländer das Holländische dutch, den Holländer Dutchman nennen. Auch sonst kommt solche

Sol ich von wunder sagen,
so ist ir das wol eis (eins),
dass auf dem loblichen Tage (Reichstag)
Deutschland ist worden eis. Liliencron hist. Volksl. 3, 62^b, v. J. 1512.

Auch der alte Plur. und der neue Sing. nahe bei einander, z. B. bei Hütten in dem Sendschreiben an Friedrich den Weisen, v. J. 1520: „Die Westphalen, so in vorzeiten .. Deutschen landen den Arminius geben haben ... welcher ganz Germanien und Deutschland aus den Händen der Römer erlediget.“

Zu diesem einfach gewordenen „Deutschland“ (deutsches Land) gehören als Gen. und Dat. anfangs deutsches Landes, deutschem Lande, aber es tritt doch bald auch selbst als Dativ auf, man möchte sich der gewonnenen Einheit freuen, z. B.: Der Wal Campanus, da er in Dendschland gewesen und an die grenze des welschen landes wider heim kam usw. Luther wider das hapstum (1545) B 3^b. Übrigens auch mit dem Art.; da ja „das deutsche Land“ darin nachklingt: Ich rede nach der sächsischen canzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im Deutschland. Luther Tischreden Cap. 69; das ich mich vom Italienischen Gebürg ins Teutschland ... hab herab begeben. Fischart Bienenkorb (1588) 230^b; des Teutschlands langwehrendes Elend und Trübsal. Wedherlin Vorr. zu den weltl. Ged.

Merkwürdig ist dabei, wie eine Zeit lang das Alte und Neue sich mischen und nicht rein aus einander zu sich kommen können, ein werthvoller Beitrag zu der Art, wie die Sprache sich bildet. Z. B. getrennt, doch das Adj. nicht mehr beweglich: Ich red nach der sächsischen canzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im teutsch lande. Luthers Tischreden Frankf. 1574 412^a (Diez Wörterb. zu L.s Schriften 1, 369^a). Auch zusammen geschrieben bei flectierter Form: denn Nürnberg leucht warlich in ganz Deudschesland wie eine Sonne unter Mond und Sternen. Luthers Schriften 5, 471^b;

Aus Schweiz und ganzem Deutschenland.

Froschmeuseler Braunschw. 1637 Nn 7^a.

Selbst im Plural: Das mir ... des Türkens regiment ... unleidlich sein soll in Deudschenlanden. Luthers Schriften 4, 414^b; aufrur in teutsch-

Berschiebung oder Einengung des Begriffes vor, z. B. wenn im 17. Jahrh. Elversfeld und Deutschland getrennt sind: „Ein Elversfeldische war in Teutschland gewesen, und als sie zu Haus kam, und ihr Mann, sie desto besser zu willkommen, etliche gute Freund zu Gaſt; deren einer fragte sie, wo ihr der Wein am besten schmeckt, verſtehend in Teutschland oder zu Elversfeld, dem antwort sie: auf der Zungen im Mund. Teutscher Nation apophthegmatum dritter Theil durch J. L. Weidnerum, Amsterdam 1653, S. 413; ist das Rheinland gemeint? Dunkel ist mir auch folg.: „so bald es dahin ist kommen, das man ganze Künigreich, wie Bayern, Engelland, Elhaß, Teutschland auf einmal hat einhellig zum glauben bracht. S. Frank, paradoxa (1558), 292^a.“

landen. S. Frank Germaniae chron. 221^b; selt Titus Livius und Julius Ceser jetzt Germanien sehen, sie möchten freilich sich ihrer schriften schamen und Teutschlanden ein widerruf thuen. 3^{a.}; weil der Allmächtige... die alleredleste Kunst der Buchdruckerei auch in Teutschlanden ... hat offenkundig wollen. Moscherosch, Philander 2,804. Ebenso: Zeitungen aus Welschlanden usw. v. D. 1546.

Man sieht, der Name unsres großen Vaterlandes hat ein Schicksal hinter sich so bunt, ja theilweis wirr, wie das Land und Volk selber. Auch er geht von einer Mannigfaltigkeit aus, die im Einzelnen vollberechtigt war, strebt und drängt aber im Lauf der Zeit, eben durch den größten Wirrwarr hindurch, nach Einfachheit, um damit zur Einheit zu kommen. Nöthig ist es aber, daß die Erstarrung des grammatischen Deutschland, in die diese Einfachheit ausgelaufen ist, diesem selbst fern bleibe. Sie ist aber auch nicht zu fürchten, die Einheit, die heiß ersehnte, verträgt sich nun aufs beste mit der Vielheit, die der deutschen Eigenart gemäß ist. So lebt auch der grammatische Plural in der VolksSprache nach, wie man in Bremen niederdeutsche Auswanderer beim Einschiffen hat klagen hören, wie schwer es sei, „von dütschen Landen“ Abschied zu nehmen¹⁾; da ist doch die Innigkeit, die an der großen Einheit hängt, völlig fühlbar neben der im Plural vorgestellten Mannigfaltigkeit. Und auch in gebildeter Sprache ist es oder wird wieder beliebt, in gewissen Fällen von „deutschen Landen“ zu reden; es geschieht in einer gehobenen Stimmung, in der man Lust und Duft der alten Zeit durch die alte Sprachform herbeizuführen sucht, was denn jetzt wieder meist wohlthuend empfunden wird, eine ganz gesunde Regung, welche die klauffende Lücke unsres deutschen Bewußtseins ausfüllen hilft.

Bum deutschen Aufsatze in den unteren und mittleren Klassen.

Von Karl Koch in Leipzig.²⁾

Als ich vor etwa neun Jahren Berlits Vorrede zur ersten Auflage des Hieckeschen Lesebuchs (Teil II) las, die des Anregenden gar viel enthält, wurde ich durch eine Bemerkung über den deutschen

1) Weinholds Zeitschrift für Volkstunde 1,25.

2) Am 7. Juni erlag einem Herzleiden, das er jahrelang mit bewundernswertcr Kraft getragen hatte, Karl Koch, Gymnasial-Oberlehrer in Leipzig, in einem Alter von 36 Jahren. Diese Zeitschrift hat in ihm einen warmen Freund verloren, den an regerer Mitarbeit nur seine körperlichen Leiden hinderten; denn ein lästiges Augenübel machte es ihm unmöglich, ohne Hilfe der Lupe zu lesen oder anders als bei Tageslicht mit Auge und Feder zu arbeiten. Trotz solcher und anderer Hemmnisse hat er mit der Treue der Besten unseres Standes

Aussatz geradezu überrascht. „Es wäre wohl an der Zeit,” hieß es da, „mit dem Vorschlage Ernst zu machen, den kürzlich wieder Zopf in Erinnerung gebracht und näher begründet hat, nämlich deutsche Aufsatzübungen auch durch diejenigen Lehrer korrigieren zu lassen, die gemeinlich nicht mit Korrekturen belastet sind, also vor allem den Lehrer der Religion, der Naturwissenschaften, der Geographie, Geschichte u. s. w.“ — Der Gedanke war mir damals ganz neu und forderte zunächst meinen Widerspruch heraus, aber je länger und je mehr ich mich mit ihm beschäftigte, um so einleuchtender erschien er mir. Nicht etwa wegen der Aussicht auf Entlastung von Korrekturen. Eine gleichmäßige Verteilung dieser Burde wäre ja gewiß erwünscht, aber wichtiger ist doch die Frage, ob der Gegenstand selbst bei einer solchen Änderung gewinnen oder verlieren würde. Steht sich der sogenannte deutsche Aufsatz besser dabei, wenn er wie bisher von der untersten Stufe an als besonderer Zweig von dem deutschen Unterrichte allein in An-

nicht nur seine Berufspflichten während neun Jahren erfüllt, sondern starken Geistes dem fleichen Körper auch die Kraft abgewonnen, daß er sich seinen Lieblingsstudien, an die er bei früh entschiedener Richtung und Neigung besonders durch die geistvollen Vorlesungen eines Hildebrand und Wundt in Leipzig dauernd gefesselt worden war, widmen konnte. Aus schwierigsten Verhältnissen hatte er sich hindurchringen müssen, aber nie hat er über diese Widerwärtigkeiten geklagt, so sehr sie auch die freie Entfaltung seiner reich begabten Natur gehemmt haben. In seiner Stellung als Hauslehrer hatte er das Glück, der Freiin Margarethe von Bülow näher zu treten, mit der ihn bis zu deren jähem Tode — sie versank am 2. Januar 1885 unter dem Eise, als sie einem eingebrochenen Knaben das Leben rettete — das Band idealster Freundschaft verknüpfte. Auf die Entwicklung des großen schriftstellerischen Talentes Margarethe von Bülows ist der Freund von entschiedenem Einfluß gewesen; auch werden des Verstorbenen Freunde in manchen ihrer Novellen sein Bild, wenn auch mehr in den liebenswürdigen Schwächen, wiedererkennen. Koch besaß förmlich die Gabe, seine eigene Person stets in den Hintergrund zu stellen, und so hat er sich nur selten, und stets auf Drängen der Freunde, bestimmten lassen, durch die Schrift von seiner stillen Gedankenarbeit auch weiteren Kreisen mitzuteilen. Die Leser dieser Zeitschrift dürfen wir wohl auf einen in den Grenzboten (Jahrg. 1890 S. 355 fslg.) abgedruckten Vortrag hinweisen, den er über „die natürliche Sprachentwicklung und unsere heutige Gemeinsprache“ in einer Versammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins gehalten hatte. Gleichfalls in den Grenzboten (Jahrg. 1891 S. 139 fslg.) erschien eine Anzeige der Vorträge und Aufsätze des von ihm hoch verehrten Hildebrand, in der er die Art des feinsinnigen Gelehrten, warmherzigen Deutschen und anregenden Lehrers verständnisvoll gewürdigt hat. Seine Haupt- und Lebensarbeit sollte eine sorgfältig vorbereitete, umfassende wissenschaftliche Darstellung der Mundart seiner Lippischen Heimat werden, an deren Ausarbeitung der bedächtige Gelehrte eben herangeschritten war, als ihn der Tod abrief. Koch war eine ungewöhnlich tiefe Natur, ein durch und durch sittlicher Charakter, gegen sich selbst von rücksichtsloser Streuge, mild gegen andere; er schien dem Grundsätze zu leben: Alles verstehen und alles verzeihen.

spruch genommen wird, oder würde es für sein Gedeihen ersprößlicher sein, wenn auch andere Unterrichtsfächer sich mit der deutschen Stunde in die planmäßige Pflege des schriftlichen Gedankenausdrucks teilen wollten? — Jede Neuerung ist bedenklich, die einen durchaus befriedigenden Zustand ändern will. Wie steht es damit in unserem Falle? Können wir nicht vielleicht mit unseren bisherigen Erfolgen im deutschen Aufsatz ganz zufrieden sein? Manche mögen diese Frage bejahen, — ich kann es nicht und weiß, daß es vielen Berufsgenossen nicht anders geht. Solange ich Sekundaneraufsätze korrigiert habe — weiter hinauf reichen meine eigenen Erfahrungen nicht —, bin ich das Gefühl nicht losgeworden, daß bei der Mehrzahl der Schüler ein Mißverhältnis zwischen ihrer allgemeinen geistigen Reife und der Fähigkeit sich schriftlich auszudrücken besteht. Überall steht die Form dem Gedanken im Wege. Der Inhalt einer Arbeit erscheint dürfstig, weil der Verfasser das, was er wirklich zu sagen hat, nicht mit der Feder bewältigen kann. Oder die Gedanken stehen wirklich da, aber Satz für Satz stolpert der Leser über ungeschickte oder unklare Wendungen, über schiese Ausdrücke, und während der Lehrer an der äußerlichen Form bessert und wieder bessert, kann der Inhalt unmöglich zu seinem Rechte kommen. Es fehlt also den Schülern — von bevorzugten Formtalenten abgesehen — an Leichtigkeit und Gewandtheit im schriftlichen Gebrauche der Sprache — trotz der durch alle früheren Schuljahre hindurch fortgesetzten Übungen. — Dazu kommt noch eine eigentümliche Erfahrung, die jeder machen kann, der einmal mit ehemaligen Gymnasiasten ein Gespräch über den Schulaufsatz anknüpft. Über kein Fach gehen wohl die Meinungen gleich tüchtiger Männer so sehr auseinander. Dem einen gehört die Arbeit am deutschen Aufsatz zu den angenehmsten Schulerinnerungen, der andere gesteht offen, daß er mit diesen „abstrakten“ Aufgaben nie etwas Rechtes anzusangen gewußt habe. (Gewöhnlich fällt dann dabei auch eine Bemerkung über die unbegreiflich ungeschickte Wahl solcher Aufgaben — die guten Leute haben natürlich keine Ahnung davon, wieviel Mühe und Sorge sich der Lehrer das Aufsuchen geeigneter Themen kosten läßt.) Sicher ist es, daß manche — und nicht immer die schlechtesten — mit Unbehagen an ihre erfolglosen Anstrengungen „in diesem Fache“ zurückdenken.

Sollten uns solche Erfahrungen nicht auf die Vermutung bringen, daß die Übungen auf den unteren Stufen vielleicht nicht den richtigen Weg zum Ziele eingeschlagen haben? — Hat man so einen ungeschickten und fehlerhaften Sekundaneraufsatz vor sich, so ist wohl der nächstliegende Gedanke: die üblichen Stilübungen in den unteren Klassen reichen offenbar für den mittelmäßigen Schüler nicht aus, also — sie müssen vermehrt werden! Aber da denken wir noch rechtzeitig der Überbürdungs-

Nagen und müssen schließlich selbst zugestehen, daß ein Quartaner oder Tertianer nicht etwa jede Woche einen deutschen Aufsatz im heutigen Sinne liefern kann, von der Zumutung ganz abgesehen, die eine solche Vermehrung an die Arbeitskraft des „deutschen“ Lehrers stellen würde.

Aber erklärt sich nicht am Ende der Mißerfolg weniger aus der geringen Anzahl als aus der Behandlung der Aufsätze selbst?

Ich will es ganz kurz sagen, was ich gegen den heutigen Aufsatz — wohlverstanden auf den unteren Stufen — auf dem Herzen habe: Wir betrachten, meine ich, von Anfang an den Aufsatz zu sehr als etwas Abgesondertes, für sich Bestehendes, als eine Aufgabe, die mit den übrigen Leistungen der Schule wenig zu schaffen hat. Darum steht ihm auch der kleine Schüler mit einem ganz eigenartigen Gefühl gegenüber. Gesprochen hat er bis dahin über alles Mögliche, — auch in der Schule vor den Ohren des strengen Lehrers. Er ist daran gewöhnt — mehr oder weniger nachahmend, aber doch immerhin noch mit „seinen eigenen Worten“ — das wiederzugeben, was er gehört, gesehen, gelesen hat. Am besten gelingt's ihm freilich unaufgefordert daheim im Kreise der Seinigen, doch es geht auch noch ganz munter hinter dem Schultische. Nun soll er schreiben, — aber diese Sprache, die da auf dem Papier stehen soll, erscheint ihm von vornherein als etwas ganz anderes. Was man so schwächt, kann man doch nicht schreiben! Hier werden vorsichtig und bedächtig Säze gebaut, und dabei kommt alles ganz anders heraus, als man es sonst sagt, besonders wenn man so frei von der Leber weg redet. — Natürlich kann das im Anfang gar nicht anders sein, die Frage ist nur, ob das denn auch in Zukunft stets so bleiben darf. Und mir scheint es allerdings so, als ob eine nicht geringe Anzahl unserer Schüler die ganze Schulzeit hindurch diesen Grundirrtum nicht überwinden lernte: die gesprochene und die geschriebene Sprache bleiben für ihre Empfindung zwei völlig verschiedene Dinge. Das muß doch wohl Schuld der Schule sein. Ihre Pflicht wäre es aber, ihre Böglinge so zeitig als möglich die Wahrheit in dieser Sache — nicht zu lehren, sondern erfahren zu lassen: daß das geschriebene Wort nur ein totes Bild des lebendigen gesprochenen ist und darum von rechtswegen ihm Zug um Zug gleichen sollte, daß wir nur die Nachlässigkeiten der mündlichen Rede nicht auf die geschriebene übertragen dürfen, schon deshalb nicht, weil das geschriebene Wort von uns getrennt und von anderen gelesen wird, ohne daß wir fortwährend ergänzend und berichtigend dabeistehen können. (Den geschichtlich begründeten Unterschied zwischen der Völker verbindenden Schriftsprache und der Haussprache, die der Mundart näher steht, soll der Schüler selbstverständlich auch erfahren. Das ist Sache der „deutschen Stunde.“ Für die schrift-

lichen Übungen auf den unteren Stufen bedeuten diese Abweichungen zunächst wenig — sie fallen vorläufig unter den Begriff der „sorgfältigeren Sprache.“) Sind unsere heutigen Auffaßübungen dazu angethan, den Schüler zu diesen richtigen Anschauungen von Schrift und Rede zu führen? Schwerlich. Er hat eine kleine Geschichte nachzuerzählen. Macht er sich etwa mit dem Gedanken daran: das, was ich heute schon meinem Bruder erzählt habe, kann ich auch ausschreiben? Nein, er meint: das muß nun solch eine Geschichte werden, wie sie im Lesebuch oder in dem Buche, aus dem der Lehrer vorlas, gedruckt steht. So wird denn mühsam ein hölzerner Satz an den andern gefügt — erzählen würde man natürlich ganz anders. Also bewußte Nachahmung eines kleinen abgerundeten Kunstwerkes und das Ziel — eine schriftstellerische Leistung. Und so geht es bei vielen fort von Klasse zu Klasse. Jedesmal, wenn der Schüler die Feder in die Hand nimmt, um seinen deutschen Auffaß zu „machen“, schwingt er sich im Geiste auf eine einsame Höhe, er trennt sich von dem „Gemeinen“, Alltäglichen, das ihn sonst umgibt, — d. h. auch von der natürlichen, unbefangenen Art zu denken und sich auszudrücken. Darum versagen ihm die Worte, da er den gewohnten Gedankenkreis, der seiner unbefangenen Sprache stets überreichen Stoff zur Verarbeitung bietet, verlassen hat. — Wie ist dem zu entgehen? Wie kann er auch der geschriebenen Sprache gegenüber die nötige Unbefangenheit gewinnen? Nun, doch wohl so, daß man den Schüler die Fertigkeit des Schreibens anders anschauen lehrt: Was man gehört, erfahren, gelernt hat, kann man mündlich und schriftlich wiederholen. Beides ist im Grunde so ziemlich dasselbe — nur geht das eine etwas langsamer und muß auch sorgfältiger gemacht werden. Beides ist in der Schule nebeneinander zu üben. Dazu sollten und könnten auch die anderen Fächer der deutschen Stunde helfen.

„Also doch wieder eine Vermehrung der Schreiberei! Unsere Jungen haben schon zu viel zu schreiben. Laßt sie mehr reden!“ Ganz richtig; aber diese Übungen sind doch wohl etwas anders zu betrachten und weder mit den zeitraubenden Diktaten noch mit mechanischem Nachschreiben des Vorgetragenen zu vergleichen. Sie sollen der frischen mündlichen Rede keinen Abbruch thun, sondern vielmehr freundlich mit ihr Hand in Hand gehen und gegen den papiernen Stil mit ankämpfen helfen. Denn wodurch sonst wird dieses Ungeheuer genährt und großgezogen als durch die grundsätzliche Trennung mündlicher und geschriebener Rede? Unsere Zeit stellt nun einmal die Forderung, daß der Gebildete sich nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich über einen Gegenstand verständlich aussprechen könne. Niemand kann sich dieser Forderung entziehen, und auch die Schule muß mit ihr rechnen; das ist sie ihren Zöglingen schuldig. —

Sie will dagegen nicht eigentliche Schriftsteller, d. h. Künstler der gebundenen oder ungebundenen Rede, ausbilden — die Kunst ist nicht jedermanns Sache. Erreichbar aber ist das erwähnte bescheidene Ziel: daß der Schüler seine Gedanken nicht nur mündlich, sondern auch auf dem Papier klar und richtig ausdrücken lerne.¹⁾ Unsere bisherigen Aufsatzübungen scheinen mir zu sehr auf den einstigen Schriftsteller hinzuarbeiten. Dadurch entfernen sie sich von ihrer natürlichen Aufgabe und bleiben schließlich auch hinter dem bescheidenen Ziele zurück, das auf anderem Wege wohl sicherer zu erreichen wäre.

Das sicherste Mittel nun, den deutschen Aufsatz aus seiner einsamen Stellung zu befreien, wäre gewiß die Änderung, von der ich ausgegangen bin: auf der untersten Stufe wäre womöglich der anspruchsvolle Titel „deutscher Aufsatz“ ganz aufzugeben, dafür hätte man regelmäßige Übungen im schriftlichen Ausdrucke einzuführen, an denen alle geeigneten „Fächer“ ihren Anteil fänden, also in erster Linie Deutsch, Geschichte, Natur- und Erdkunde. Auf diese Art käme bei regelmäßiger Abwechslung wöchentlich (für jedes Fach monatlich) eine schriftliche Arbeit heraus, deren Korrektur dem betreffenden Fachlehrer zufiele; — kürzere Niederschriften, für die der Schüler mit Hilfe der in der Klasse gegebenen Anleitungen im schlimmsten Falle nicht mehr Zeit gebrauchte als zu einer mäßigen Übersetzung. Auf der mittleren Stufe müßten dann die eigentlichen Aufsätze im bisherigen Sinne beginnen, daneben aber würden wohl noch die „Übungen“ nach Bedürfnis fortzusezen sein. Daß für die oberen Klassen der Aufsatz unveräußerliches Eigentum der deutschen Stunde bleiben muß, steht natürlich für mich fest. Wenn der Grund gesichert ist, wenn der Schüler die äußere Form der Sprache soweit schriftlich beherrscht, daß er ohne erhebliche Schwierigkeit auch wirklich sagen kann, was er will, dann ist auch die Zeit gekommen, die Stilübung unter dem Gesichtspunkte der Kunstleistung (im engeren Sinne) zu betrachten.

Nun aber zu der großen und wichtigen Frage, die den ganzen Plan zu zerstören droht: Wie ist das Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen „Korrektoren“ zu denken? Statt eines „Aufsatzlehrers“ würde der unglückselige Sextaner oder Quintaner nun mindestens deren vier haben. Würden diese Herren mit ihren verschiedenen stilistischen Anleitungen nicht eine unheilvolle Verwirrung in dem kleinen Kopfe anrichten? Vielleicht sieht die Sache auf den ersten Blick denn doch

1) Daß sich auch diese Thätigkeit schon als Kunstarbeit betrachten läßt, hat Rud. Hildebrand in einem schönen Aufsatz ausgeführt. Hier darf ich wohl die „Kunstleistung“ in einem engeren Sinne fassen.

schlimmer aus, als sie wirklich ist. Freilich, wenn wir gleich auf eine bestimmt ausgeprägte Schreibweise oder auf eine schriftstellerische Leistung hinarbeiten wollten, da würde die Verschiedenheit des Geschmackes wohl ernstlich in Frage kommen. Fassen wir aber bescheidenlich die Aufgabe so, wie ich dies oben angedeutet habe, so können die Meinungsverschiedenheiten der Lehrer nicht allzugroß, wenigstens nicht allzu störend sein. Klarheit und Richtigkeit — über die Bedeutung dieser beiden Hauptforderungen kann man sich bei einem guten Willen recht wohl einigen. Wohl wird hier und da der eine einen Ausdruck noch gelten lassen, den ein anderer beanstandet, schwerlich aber selbst dem Schüler etwas empfehlen, was von dem Mitarbeiter geradezu als fehlerhaft bezeichnet wird. Über manche Dinge — namentlich über eine Reihe von Unserlichkeiten — wird man sich verständigen müssen; aber das wäre doch kein Hindernis. Im Gegenteil: gerade das notwendige Zusammenarbeiten könnte für das allgemeine Gedeihen des Unterrichts nur förderlich sein. Wir haben doch alle mehr oder weniger die bedenkliche Neigung, zu sehr unsere eigenen Wege zu gehen, statt möglichst enge Fühlung mit unseren Mitarbeitern zu halten. Besonders wäre bei der Korrektur der Grundsatz festzuhalten, den die meisten von uns auch wohl jetzt bei der Beurteilung der Aufsätze beobachten: nicht ändern, was verbessерungsfähig, sondern nur, was unbedingt verbessерungsbedürftig ist. Wenn man auf diese Weise die Pflege des schriftlichen Ausdrucks verschiedenen Unterrichtsfächern zugleich überwiese, so würde ohne Zweifel eine größere Aufmerksamkeit auch auf den mündlichen Ausdruck die erfreuliche Folge sein.

Wie steht es aber dann mit der Zensur?

Ach ja — die leidige Zensur! Aber sollten sich hier nicht die vier oder fünf Kollegen ebensogut einigen können, wie man sich bisher über die Sitten- und Fleißzensuren einigt? Es käme dann eine dritte allgemeine Zensur für den „schriftlichen Ausdruck“ hinzu. Jedenfalls ist dies Bedenken untergeordneter Natur.

Das sind etwa die Gedanken, die durch die erwähnte Bemerkung bei mir angeregt wurden, und die mich später wiederholt beschäftigt haben. Auf weitere Ausführungen, die ja fast bei allen Punkten nahe liegen, habe ich für diesmal verzichtet, da ich nur einen neuen Anstoß zur Wiederaufnahme der Frage geben wollte.

Etwas vom Lesen und Lesebuch in der Volksschule.

Von Karl Strobel in Berlin.

... Sprache und Schrift

Was ich ohne euch wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne euch Hundert' und Tausende sind.

Das Lesen dient der heutigen Menschheit in den Kulturstaaten nicht nur zur Unterhaltung und Ergötzung, sondern auch zur Bildung und Belehrung und zum Fortkommen in der bürgerlichen Gesellschaft. Staatliche und kirchliche Einrichtungen, Verkehr und Handel beruhen auf dieser Kunst; sie ist der Menschheit geradezu zum Bedürfnis geworden und deshalb wird auch soviel gedruckt und geschrieben in heutiger Zeit. Über die Leser sind sehr verschieden, so verschieden wie die Stände selbst sind, und jeder Stand beansprucht seine eigene Litteratur. Was der Gelehrte liest, ist für den Handwerker unverständlich und unnütz, und was die Salondame fesselt, ist für den Geschäftsmann werllose Ware. Alles soll heutzutage sofort in bare Münze umgesetzt werden können, auch das Lesen; deshalb dient es jetzt nur noch mehr der Belehrung und dem Verkehr. Aus diesem Grunde ist uns ein Jean Paulscher Roman heute ungenießbar, während ein solcher unsern Großvätern und Großmüttern doch das höchste Vergnügen bereitete. Wer liest heute noch Goethes Werther außer zum Studium und wer gar die Wahlverwandtschaften! Wie anders ist es dagegen mit einer politischen Broschüre oder einem Sensationsprozeß!

Unsere Zeit ist eine durchaus praktische Zeit geworden, in der nur die Mark gilt. Ruhe und Muße für das Lesen zur Unterhaltung und Ergötzung findet man nicht mehr, und wenn man doch noch einige Augenblicke dafür erübrigt, so ist es nur für einen wizigseinsollenden Feuilletonartikel oder ein Viertelskapitel aus einem Modernroman, um — mitreden zu können. Es ist die „Häppchenlitteratur“ und die Zeitungsente, welche heute den Stoff zur Unterhaltung und Ergötzung liefern. Ein ganzes Buch versteht unsere Zeit nicht mehr zu lesen und in Ruhe zu genießen; in Hast wird es durchblättert, um recht schnell das Ende zu erfahren, und in derselben Eile wird ein neues Buch angefangen, sodaß der Inhalt des gestrigen bald darüber vergessen ist. Sich liebevoll in den Inhalt hineinzuversenken, ihn auf Herz und Gemüt einwirken zu lassen, sorgsam die genossene geistige Nahrung zu verdauen, daraus Entschlüsse zu festen Grundsätzen zu fassen und Begeisterung für

hohe, hehre Thaten zu empfangen: das scheint unserem Geschlecht nicht mehr möglich zu sein.

Die Zeittitteratur ist aber auch darauf nicht eingerichtet; auch sie opfert dem Moloch Bildung und Belehrung. Der Roman, die Novelle, das Epos: was behandeln sie und wie behandeln sie ihren Stoff? Es ist die begrabene Kultur eines alten oder des eigenen Volkes (Ebers, Eckstein, Freytag, Dahn), mit vielen gelehrten Citaten aufgeputzt und für den Zeitgeschmack zurechtgestutzt, oder es sind die Schatten- und Nachtheiten unserer gegenwärtigen Gesellschaft, die mit raffinierter Virtuosität in nackter Natürlichkeit geschildert werden, alles mehr zur Belehrung für das heutige Geschlecht und unsere Nachfolger als zur Unterhaltung und Ergötzung. Und wie wird dieser Stoff behandelt! In glatter, auf den Inhalt zugeschnittener Prosa, wobei es freilich auf kleine Schnizer nicht ankommt, gespickt mit gesuchten Gegensätzen und pilanten, den Sinn leicht verhüllenden Redensarten, mit geschmacklosen Witzworten und verfehlten Bildern, denen man sofort die schwere Mühe und den saueren Schweiß anmerkt, die sie dem Verfasser verursacht haben, stürmt die Handlung ohne Ruhepunkte dahin, die Sinne kitzelnd und die Nerven aufregend; Sentenzen und Lebenswahrheiten, weise Sprüche und humorvolle Reden oder Situationen, wie solche die Klassiker aller Nationen aufweisen, sucht man dagegen vergebens darin. Über diese Behandlungsart ist nach dem Geschmack unseres lesenden Publikums, weshalb man sich auch nicht wundern kann, wenn die Lyrik als Sentimentalität mitleidig oder verächtlich beiseite geschoben und nur für Backfische geeignet angesehen wird.

So unzweifelhaft es nun ist, daß die meisten litterarischen Produkte der Gegenwart niemals klassische Muster unserer deutschen Sprache abgeben werden, so unzweifelhaft ist es aber auch, daß die geistige Zeitrichtung Hauptursache dieser litterarischen Produkte ist, und ebenso steht fest, daß die Schule in dieser Zeitströmung mitschwimmt. Merkwürdig dabei ist nur, daß man sich überall des Fehlerhaften, Mangelhaften, ja durchaus Falschen dieser Richtung bewußt ist und in Wort und Schrift dagegen ankämpft. Es fragt sich nur noch, ob auch die Schule dagegen Stellung nehmen soll.

Wort und Schrift haben in diesem Kampfe bisher wenig Erfolg gehabt; würde die Schule vielleicht mehr ausrichten, oder muß sie unter allen Umständen mit der geistigen Zeitrichtung gleichen Schritt halten? Letzteres wird bei falscher Zeitströmung niemand behaupten wollen, und deshalb dürfte es wohl erlaubt sein, in der Schule den Hebel anzusehen, um die fehlerhafte Strömung in das richtige Bett zu leiten. Am vorteilhaftesten wird es da sein, das Fehlerhafte selbst in der Schuleinrichtung aufzusuchen.

Ich habe oben gesagt: Unsere Zeit versteht nicht mehr ein ganzes Buch zu lesen, auch nicht ein Buch ganz zu lesen, nur der „Häppchenliteratur“ und der Sensationsente vermag sie noch einigen Geschmack abzugewinnen, im übrigen muß alles auf Bildung und Belehrung hinauslaufen. Huldigt der Schulunterricht in der lieben Muttersprache vielleicht eben diesem Geschmack? Der Leseunterricht sicher.

Für die Volksschule ist das Lesen Bildungszweck und Bildungsmittel zugleich. Als Bildungszweck strebt sie ein mechanisch-geläufiges, logisch-verständiges und euphonisch-schönes Lesen an; als Bildungsmittel verwendet sie es in jedem Unterrichtsgegenstand, sobald die Kinder über die ersten Schwierigkeiten hinweg sind. Da sich aber der Lesestoff, trotz vielfacher Versuche, nicht nach den oben angeführten drei Stufen gliedern und auswählen läßt, vielmehr der eigentliche Lesezweck auf allen Stufen nur durch die rechte Vereinigung aller drei Arten erreicht werden kann, und jeder Stoff, sofern er der entsprechenden Auffassungsstufe des Kindes angepaßt ist, dazu sich eignet: so verbindet man beides und sucht das Lesen an solchem Stoff zu fördern, der zugleich bildend und belehrend ist, d. h. den Unterricht in den andern Fächern stützt und unterstützt. Das Bildende und Belehrende ist also auch in der Schule die Hauptfache, nur die Ausbildung des Verstandes wird bevorzugt; Gemüt und Wille, welche durch die schöne (ästhetische) Darstellung angeregt werden, gehen dabei leer aus.

Damit nun recht viel Stoff des Bildenden und Belehrenden aus allen anderen Unterrichtsfächern durchgearbeitet werden kann, werden die Lesestücke recht klein gemacht, in lauter Häppchen zerschnitten und in recht bunter Mannigfaltigkeit dargeboten, damit die Kinder immer von einer Stunde zur andern, oft gar in einer und derselben Stunde, aus einem Stoff in den andern, aus einer Darstellungsweise in die andere gezerrt werden, damit sie nippen von allem, aber niemals essen; naschen, aber niemals lauen und verdauen lernen. Es ist also auch hier die „Häppchenliteratur“, welche vorherrscht und den Stoff liefert.

Nach diesen Grundanschauungen sind die Lesebücher eingerichtet. Und diese Grundanschauungen wechseln mit den geistigen Zeitströmungen, was die Geschichte des Lesebuchs (vgl. Fechner: Die Geschichte des Volksschul-Lesebuchs in Kehrs Geschichte der Methodik, Bd. 2. S. 439 fgl.) nachweist. Es gab eine Zeit, wo nur klassische und ganze, vollständige Stücke und Bücher gelesen, und eine andere, in der diese ganz verworfen und nur Stücke mit allerhand gemeinnützigen Kenntnissen bevorzugt wurden. Die Gegenwart liebt, wie auf allen Gebieten so auch hier, den Kompromiß und bevorzugt solche Lesebücher, die sowohl Stücke unserer Klassiker als auch Stücke aus den realistischen Wissenschaften bringen, wobei oft auf

die Darstellung (wie ich weiter unten zeigen werde) gar keine Rücksicht genommen wird. Es ist also auch hier das Bildende und Belehrende die Hauptſache und die Häppchenlitteratur die herrſchende. Die Folge davon ist, daß in unfern Lesebüchern, besonders in den vierteiligen, eine Masse von Verfassern, weit über 100, vorkommen, daß der Lehrer der folgenden Klassen niemals auf die Stücke zurückkommen kann, die in den vorigen Klassen durchgenommen wurden, weil sie nicht mehr in dem Lesebuch für diese Klasse stehen, daß also die Kinder niemals, auch die der oberen Stufe nicht, eine umfassende Übersicht über die Werke eines Dichters erhalten, sondern immer nur Häppchen und Stückchen von ihm, die niemals zu einem Ganzen verbunden werden, und daß endlich die Kinder niemals daran gewöhnt oder auch nur dazu angeleitet werden, ein ganzes Buch zu lesen, sich also mit einem und demselben Stoff mehrere Wochen lang zu beschäftigen; denn auch das will, ja das erst recht, erlernt sein.

Also auch in den Schulen, bei den Kindern, sehen wir dasselbe Bild, wie in der Gesellschaft der Erwachsenen, im Leben. Etwas für Herz und Gemüt zur Unterhaltung und Ergötzung mit Ruhe und Muße und liebevollem Sichhineinversenken zu lesen, dazu fehlen auch der Schule Zeit und Verständnis; alles soll sofort inbare Münze als Wissen und Können vielleicht bei einem Examen oder aber beim Glase Bier in glänzender Gesellschaft umgesetzt werden können, alles als Ware gelten, mit der man wuchert, um viel zu gewinnen. Wie soll man dabei auch noch Zeit haben, sich um den Namen und die Schicksale des Verfassers zu kümmern. Früher freilich, als man noch mit Ruhe und Muße zur Unterhaltung und Erheiterung las, als man sich tage- und wochenlang mit dem Stoff herumtrug, ihm bald hier und dort liebevolle Seiten abgewann und vieles, ja fast alles Dargestellte auf sich und seinen kleinen Lebenskreis bezog und schön und prächtig fand, als man noch den Dichter zu sich reden hörte, ich sage hörte, wie einen lieben, vertrauten, un-eigennützigen und doch auch viel höherstehenden Freund: da wollte man doch auch seinen Namen kennen und etwas über seine Lebensschicksale erfahren; ja man reiste gar hin, um ihn persönlich kennen zu lernen oder schickte ihm für den herrlichen Genuß, den seine Schöpfungen gewährt hatten, oft recht prosaische, materielle, aber doch herzig gemeinte Gaben. Heute fragt niemand mehr nach dem Namen des Verfassers, und wenn man doch an ihn schreibt, so ist es nur um zu erfahren, wie man es anstellen muß, oder wie er es anstellt, um einen Roman oder ein Drama zu schreiben. Wo soll da die Pietät zu unfern großen Landsleuten herkommen!

Diese Richtung hat es auch zuwege gebracht, das Lesebuch zu einem Sammelsurium alles möglichen, oft sehr aphoristischen Wissens, zu

einem Kinder-Konversationslexikon, das aus lauter Fragmenten besteht, zu machen, aber nicht zu einem Hausbuch fürs Volk wie die Bibel und das Gesangbuch. Es bringt Stücke aus der Geographie und Geschichte, aus der Botanik, Mineralogie und Zoologie, aus der Physik und Chemie, aus der Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde, aus der Gesundheitslehre und Haushaltungskunde u. s. w., und das alles von recht vielen und recht verschiedenen Verfassern und in den verschiedensten Schreibweisen. Und in was für Schreibweisen! Man sehe sich einmal daraufhin genauer die in allen Volksschul-Lesebüchern vorkommenden Bruchstücke aus Eulert: Das Leben Friedrich Wilhelms III. mit ihrer trockenen, lateinischen Schreibweise an. Das Stück „die Geldbörse“ beginnt: „Als der König einst, gekleidet in einfache Offizier-Uniform, ohne Dekoration, mit einer seiner Töchter spazieren geht, läuft ein armer Knabe neben dem von ihm ungekannten hohen Herrn her und bittet, ihm eine kleine Börse abzukaufen, die er in großer Anzahl in dem vorgehaltenen Korb trug.“ Wieviel Nebensätze 1. bis 3. Grades, wieviel Partizipialkonstruktionen kommen hier vor, und wie rauh klingt, wenn man es sich laut vorspricht: mit einer seiner Töchter (zweimal ei und dreimal er), — neben dem von ihm ungekannten hohen Herrn her (wieviel n und m und h!) u. s. w. Ist das einfache, kindliche Sprache? Man vergleiche ferner in dem Stück „die geraubte Blume“ von demselben Verfasser den Anfangssatz, der in dem Berliner Lesebuch 8½ Druckzeilen — sage 8½ Druckzeilen — lang ist; ebenso folgende Sätze: So oft er in dieser Zeit nach der Pfaueninsel, wo er gern war, kam, pflegte er u. s. w., — ferner: Wer beschreibt daher den Schrecken und die Angst des besorgten Mannes, als er an einem der zwei Tage in jeder Woche im Sommer, die dem Publikum zum Besuch der Pfaueninsel bewilligt sind und zahlreich von demselben, oft bis zur Zahl von tausenden, benutzt werden, ins geöffnete Palmenhaus tretend, sehen muß, daß eben diese dem Könige so werte Blume ganz und gar (!) abgepfückt ist.“ Das ist ein Vorbild und Muster, an dem die Kinder der Volkschule ihren Stil bilden sollen. Und so ließen sich noch viele Stellen, auch aus anderen Autoren, anführen.

Noch bedenklicher wird die Sache, wenn man sich die einzelnen Verfasser genauer ansieht. In fast allen Volksschul-Lesebüchern finden wir Grube, Bernstein, Masius, Schubert, Bänitz, Lüben, Lenz u. c. friedlich nebeneinander vereinigt. Nun schreibt aber doch jeder Verfasser von einem ganz bestimmten Gesichtspunkt aus und gliedert den Stoff entweder systematisch oder methodisch. So bevorzugt Grube die ästhetische Richtung, Bernstein ist mehr mathematisch, Masius feuilletonistisch, Schubert moralisierend, Bänitz und Arendt suchen ihre Stärke in der methodischen Anordnung, Lüben in elementarischer Behandlungs-

weise rc. Das Gleiche ließe sich über die verschiedenen Verfasser von Lesestückern aus der Geschichte oder Geographie sagen. Immer erhält so das Kind nichts Einheitliches, nichts Ganzes und wird aus einer Betrachtungsweise in eine andere ohne Not gezerrt, nur weil das Lesebuch so angeordnet ist.

Soll also durch die Schule Wandel geschaffen werden, so muß vor allen Dingen zuerst das Lesebuch umgestaltet werden; der Leseunterricht wird sich dann schon von selbst anders gestalten.

Man gliedert das Lesen in ein statarisches und kursorisches. Für das kursorische wurden besonders die Realstoffe des Lesebuchs verwendet. Diese eignen sich, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, für einen fruchtbringenden Leseunterricht aber gar nicht, sind also als Lesestoff abzuweisen; was soll an ihre Stelle treten? Nach dem, was ich oben darüber gesagt habe, kann es nur ein ganzes Buch sein. Für jede Klasse also zur kursorischen Lektüre ein Verfasser und wo möglich ein ganzes Werk von ihm.

Das Lesen soll nicht nur ein Auflesen, ein Sammeln von Gedanken sein, sondern es soll Geist, Gemüt und Willen beschäftigen, soll den Verstand bilden, die Gesinnungen läutern und Antriebe zu hohen, hehren Thaten erwecken; dazu ist aber notwendig, daß das Lesen kritisch mit Verstand und Herz schon in der Schule geübt wird. Leider wird diese Forderung gar wenig beachtet, und doch scheint sie mir sehr wichtig zu sein. Der Mensch muß im Leben das Wahre vom Falschen, das Sein vom Schein, das Wesentliche vom Nebensächlichen, den Kern von der Schale, Sinn und Phrase unterscheiden können. Die meiste Falschheit tritt einem aber im Leben gedruckt entgegen, und deshalb ist es nötig, daß schon die Schule darauf Rücksicht nimmt, indem sie die Kinder anleitet, alles Gedruckte und Geschriebene mit kritischen Augen anzusehen, daß sie also das Lesen kritisch betreibt, und das ist wieder nur möglich, wenn auf jeder Stufe nur ein Verfasser oder ein ganzes Buch durchgelesen wird. Ich höre zwar schon die Gegenbehauptung ertönen: Dadurch bildest du nur altkluge Schwäher, naseweise Schlingel, die über alles urteilen und am lautesten über das, was sie nicht verstehen. Wirklich? Und wenn es so wäre, was ist wohl besser: daß der Mensch kritiklos, ohne nachzudenken und sich anzustrengen alles hinnimmt, was ihm vorgekaut wird und so jeden Tag und zu jeder Person seine Meinung und damit seinen Charakter ändert, oder daß er sich ernstlich fragt und reiflich überlegt, ob das und das wahr ist, ob es sich mit den Thatsachen deckt und mit dem gesunden Verstand übereinstimmt? Suchen wir nicht in allen andern Unterrichtsgegenständen das Kind zu befähigen, aufmerksam zu sehen und zu hören, vorsichtig zu prüfen und

selbstthätig und womöglich selbstständig seine Schlüsse zu machen, und im Leseunterricht sollten wir es verdammen? Fürchten wir dort nicht nahezu weise Schwächer zu erziehen, die mit ihrem Urteil leicht fertig und schnell bei der Hand sind, warum hier beim Leseunterricht; ja, warum gerade auf diesem Gebiet, auf welchem im späteren Leben die meisten Menschen ihre geistige Nahrung und ihre Weiterbildung finden? Gerade hier scheint mir ein wirklicher Mangel in unsren Schuleinrichtungen und Erziehungsgrundzügen zu liegen, ein Mangel, der um so auffallender ist, als im späteren Leben auch von dem geringsten Staatsbürger eine gewisse Selbstständigkeit in seinen Meinungen und Handlungen verlangt wird. Zu dieser kann das Kind aber nur hingeleitet werden, wenn es lernt ein ganzes Buch mit Kritik zu lesen.

Zuletzt fragt es sich, welche Bücher sollen in der Volksschule auf diese Weise gelesen werden? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, und die Wünsche der einzelnen werden dabei himmelweit auseinandergehen. Es kommt darauf an, den richtigen Standpunkt zu wählen. Für mich sind pädagogische und nationale Gründe die vorherrschenden; aus ersteren müssen die Bücher der Fassungskraft der Kinder auf den einzelnen Stufen angemessen und in volkstümlicher Sprache abgefaßt sein; aus letzteren sollen sie das Kind mit den Sagen, Sitten und Gebräuchen der Heimat und des weiteren Vaterlandes bekannt machen, damit in demselben Liebe zur Heimat, zur Elternsitte und zu den Ahnengebräuchen, überhaupt zu allem Hohen und Hohen im lieben Vaterlande erwacht und so im Gegensatz zum politischen Partikularismus eine echte, wahre Heimatkunde und dadurch Heimatsliebe erzeugt werde, die wieder Liebe zum großen, teuren, nun geeinten Vaterlande hervorruft, welche ihre starken Wurzeln im heimatlichen Boden hat, ihren Wipfel aber über das ganze Vaterland erstreckt und so ewig sich verjüngt und ewig dauert.

Für eine sechsklassige Schule schlage ich von diesen Gesichtspunkten aus folgende Bücher vor: Für Klasse V: Kinder und Haussmärchen der Gebr. Grimm (einige sind fortzulassen); für Klasse IV: Lokalsagen der Stadt, des Kreises oder der heimatlichen Provinz; für Klasse III: deutsche Sagen (z. B. der Gebr. Grimm mit Auswahl); für Klasse II und I eine Schulausgabe in einem Bande von Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

Nach dieser Auswahl muß dann auch die Schülerbibliothek eingerichtet sein. Vor allen Dingen ist es notwendig, damit der Lehrer eine Aufsicht über diese häusliche Lektüre der Schüler ausüben, Erklärungen, Bezeichnung der Aussprache von Eigennamen und Anleitung zum rechten Lesen und Verstehen geben kann, daß die einzelnen Bücher

in 12 bis 15 Exemplaren vorhanden sind, wodurch es ermöglicht wird, daß ein und dasselbe Buch von allen Schülern innerhalb eines Monats gelesen werden kann. Der Lehrer hat es dann in der Hand, am Ende eines jeden Monats einige Stunden dieser häuslichen Lektüre zu widmen und sie überhaupt für seinen Schulunterricht nutzbar zu machen.

Im Anschluß an die oben angegebene Auswahl für die Schul-Lektüre schlage ich vor: I. Reihe: Für die V. Klasse Märchen von Bechstein, Kinderzeit von H. Kleeke, das Buch für meine Kinder von Jul. Sturm. Für die IV. Klasse die deutsche Heldenage. Auswahl aus Ferd. Schmidt, G. Klee, Weitbrecht rc. Für die III. Klasse Sagen und Erzählungen aus dem Altertum. Auswahl aus Ferd. Schmidt, Gotth. Klee (Hausmärchen aus Altgriechenland), Becker, G. Schwab, Niebuhr, dann Willmann: Lesebuch aus Homer und Lesebuch aus Herodot. P. Goldschmidt: (Dr. J. Loos) Geschichten aus Livius. Für die II. Klasse wieder die deutsche Heldenage in poetischer Übertragung und Schwebel: Hohenzollern-Sagen. Für die I. Klasse Biographien vaterländischer Helden und Denker. II. Reihe: Für die V. Klasse Robinson; vorsichtige Auswahl aus Chr. v. Schmidt und Kurtmann. Heys Fabeln vollständig. Für die IV. Klasse Cooper: Lederstrumpferzählungen. Herm. Wagner: In die Natur. Derselbe: Im Grünen und Entdeckungsreisen. Lautsch: Heitere Ferientage. Für die III. Klasse: Einige Bändchen aus der Vaterländischen Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek von Bruno Garlepp. A. Richter: Lustige Geschichten. Till Eulenspiegel. Die Schildbürger. Für die II. Klasse: Oskar Höder: Preußens Heer — Preußens Chr. Franz Otto: Vaterländisches Ehrenbuch. Derselbe: Der große König und sein Rekrut. R. Roth: Der Burggraf und sein Schildknappe. G. Hilli: Der alte Dörflinger und sein Dragoner. Außerdem geographische Entdeckungsreisen. Für die I. Klasse: Der abenteuerliche Simplicissimus nach Ferd. Schmidt, G. Klee oder Lauchhardt. Reineke Fuchs. Von Quichote. Die Fritjoffssage. Aug. Werner: Helden der christlichen Kirche. Außerdem Erfindungen und Forschungen, wie Reh: Himmel und Erde, A. Müller: Das Kleid der Erde, Oberländer: Der Mensch vormals und heute, u. a.¹⁾ Für Mädchen Schulen ist teilweise eine andere Auswahl nötig.

Jede Klasse muß so ihre eigene Schülerbibliothek haben, welche der Ordinarius, der zugleich Lehrer des Deutschen sein wird, verwaltet; er muß natürlich den Inhalt der Bücher seiner Klasse genau kennen.

Bei dieser Auswahl sind nationale Gründe die ausschlaggebenden gewesen. Bestärkt hierin werde ich noch durch das Bestreben der Gegenwart, die Territorial- und Lokalgeschichte mit ihren Denkmälern der

1) Es ist alles für preußische Schulverhältnisse berechnet.

Bergangenheit, ihren Sagen, die sich daran und an andre Ortslichkeiten knüpfen und ihren Funden dem größeren Publikum bekannt zu machen. Angeregt wurde diese Erforschung der heimatlichen Bergangenheit durch den deutschen Geographentag. Infolge dieser Anregung erschienen sehr beachtenswerte Schriften; ich will hier nur einige anführen: Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg von Bergau, in der Provinz Westpreußen, im Großherzogtum Hessen von Dr. G. Schäfer. Die zahlreichen Oberamtsbeschreibungen des Königreiches Württemberg, Chroniken von Städten, die Bibliotheca Hessiaca von Ackermann, die landeskundliche Litteratur für Thüringen, den Harz sc., Heimatkunde von Niederösterreich von A. Schober sc. Hinzu kommen die Sagensammlungen für einzelne Provinzen, wie die von Simrock, Schücking, Freiligrath, Pröhle, Bechstein, Schwarz, Schwebel, Friedel, Musäus; das Sagenbuch des Preußischen Staates von Dr. Gräffé, die Volkskunde von Bayern von Friedr. Wenz u. a. Alle diese Werke für die Volkschule nutzbar gemacht, müssen echte, wahre Heimats- und Vaterlandsliebe erzeugen, die unvergänglich ist.

Für die statarische Lektüre genügt ein kleines Litteraturbüchlein, das die vorgeschriebenen Musterstücke enthält. In preußischen Schulen sind durch die Allgemeinen Bestimmungen für jede Klasse von der V. auf jährlich 30 prosaische und poetische Stücke zur Durchnahme vorgeschrieben; das macht für eine sechsklassige Schule ca. 150 Stücke. Diese freilich müssen so behandelt sein, daß sie, sei es nach ihrer Form oder nach ihrem Inhalt, oder nach beiden zugleich unverlierbares Eigentum der Kinder bleiben.

Zur statarischen Lektüre können natürlich nur klassische Stücke, wenn auch immerhin mit volkstümlicher Sprache, verwendet werden. Hier sollen die Kinder erfahren, was wahr und schön ist, hier soll sich ihr Gemüt veredeln, ihr Wille festigen, hier soll ihr Geschmack geläutert und gebildet werden, damit sie später vor Schauerromanen Ekel, sentimental Schwärmerien gegenüber Verachtung und vor schlüpfrigen Weichlichkeiten und Zweideutigkeiten Abscheu empfinden. Für diesen Zweck bieten alle Lesebücher in ihrem litterarischen Teil hinreichenden Stoff. Es hat sich im Laufe der Zeit ein Kanon von solchen klassischen Stücken gebildet, die in allen Lesebüchern zu finden sind. Daneben freilich bringt jedes Lesebuch noch eine Unmasse anderer, welche, wie es scheint, besondere Lieblingsstücke der Verfasser sind. Dadurch häuft sich die Anzahl der Stücke und Verfasser leider über das zu bewältigende Maß hinaus an. Nun ist es aber für unsere Volkschulkinder gar nicht nötig, ja sogar schädlich, daß sie flüchtig mit recht viel Erzeugnissen der nationalen Litteratur bekannt gemacht werden; es ist im Gegenteil besser für sie,

wenn wenige Stücke mit ihnen besprochen werden, diese wenigen aber so, daß sie Besitztum fürs ganze Leben bleiben. Und sollten unsere Kinder nicht mehr Gewinn davon haben, wenn sie nur wenige Verfasser kennen lernen, diese wenigen aber so gründlich, daß sie dadurch Liebe, Achtung und Pietät vor diesen Männern für ihr ganzes Leben empfinden! Was können sie mit einem Stück von Auerbach, Stern, Schubert, Langbein, Fröhlich, Seidl, Eberhardt, Pruz, Ebert, Grün und wie alle die größeren oder kleineren Geister heißen, anfangen, selbst wenn es an und für sich noch so schön ist, aber doch keine Seite des Dichterlebens aufklärt und sonst in keiner Beziehung weiter zum Unterricht steht! Für die Volkschule genügen wenige Autoren, aber von ihnen sollen die Kinder soviel Stücke empfangen, daß sie dadurch den Mann nach seinem Charakter, seinen Bestrebungen und Neigungen, seinen Vorzügen und Schwächen ic. kennen und dadurch lieb gewinnen lernen. Um besten wird dies erreicht werden, wenn für jede Klasse ein Autor vorwiegend zu Worte kommt.

Für die Volkschulen dürften folgende Namen genügen: In Prosa: Luther, Lessing, Meißner, Grimm, Hebel, Claudius, Stöber; in Poesie: Volkslieder (darunter: das treue Herz von Flemming, Lied der Freundschaft von Simon Dach, die Gesangslieder von Schenkendorf, Hoffmann von Fallersleben u. a.), einige Kirchenlieder von Luther und P. Gerhardt; ferner Gellert, Bürger, Claudius, Goethe, Schiller, Hebel, Arndt, Uhland, Chamisso, Freiligrath, Hey. Das sind eigentlich schon mehr als zu viel Autoren. Als Mittelpunkt und vorwiegend in den einzelnen Klassen zu betrachtende Dichter dürfen folgende zu wählen sein: Hey für die VI., Luther (Fabeln) und Hoffmann v. Fallersleben für die V., Lessing (Fabeln) und Gellert (poetische Erzählungen und Fabeln) für die IV., Hebel (Erzählungen) und Uhland für die III. und Schiller und Goethe für die II. und I. Klasse.

Wird nun noch im Leseunterricht von der untersten Klasse an konsequent auf deutliche, reine und lautrechte Aussprache der Wörter, auf melodischen Tonfall und rhythmisiche Gliederung der Sätze gehalten und alles hastige, liederliche Lesen abgewiesen; wird ferner darauf gesehen, daß jeder Schüler durch das Lesen in den Stand gesetzt wird, das, was im Stück dargestellt ist, zu verstehen, nachzuempfinden und wiederzugeben; daß er an den Gedanken und Ideen, welche hervorragende Geister in unserer herrlichen deutschen Sprache in vollendet Form niedergelegt haben, seinen Sprachschatz vergrößert, sein Sprachgefühl verfeinert, seine Ausdrucksweise verbessert und seinen Ideenkreis erweitert; daß er an dem Stoff des Leestückes seine Redefertigkeit übt, sein Gehör schärft und vor allem sich an dem erwärmt, was Heimat

und Vaterland heißt und Entschlüsse zu guten Thaten fasst: dann dürfte der Leseunterricht, wie Diesterweg fordert, in Wahrheit der Mittelpunkt alles deutschen Unterrichts sein und der Standpunkt der Lesefähigkeit einer Klasse und Schule dem Kenner den besten Maßstab zur Beurteilung des allgemeinen Zustandes der Anstalt abgeben.

„Die Lesestunde ist dann keine Ruhestunde für den Lehrer, sondern gehört zu den aufreibendsten, anstrengendsten Momenten im Schulleben.“

Wo und wie studiert man außerhalb des Kollegs und der Studierstube Germanistik?

Bon Carl Graule in Leisnig.

Dem deutschen Gelehrten und namentlich dem Philologen wird der Vorwurf gemacht, daß er das Kolleg und die Studierstube als einzige Quellen seiner Wissenschaft betrachtet. Der Alphilologe hat dafür eine Entschuldigung; denn die Museen sind wie Kolleg und Studierstube nur abgeleitete Quellen, und aus nahe liegenden Gründen können nur die wenigsten unter dem Himmel von Hellas und Italien selbst die entwundenen Seiten des klassischen Altertums vor dem geistigen Auge wieder lebendig werden lassen.

Keineswegs hat aber diese Entschuldigung der Germanist, dem das vergangene und gegenwärtige geistige und leibliche Leben des deutschen Volkes Gegenstand der Forschung sein soll, und der namentlich den Fäden nachzuspüren hat, welche Vergangenheit und Gegenwart zu einem einheitlichen Ganzen verknüpfen, ohne deren Kenntnis jene und diese in zwei nicht zum vollen Verständnis kommende Teile auseinanderfallen. Denn noch blühen die natürlichen Töchter der alt- und mittelhochdeutschen Sprache, die Mundarten, in voller Lebenskraft, noch ist so mancher urgermanische Brauch in diesem oder jenem deutschen Gau in Übung, noch bergen altehrwürdige Städte und vermittelte Burgen genug Zeugen des früheren Deutschtums, stumm zwar für den flüchtigen Beschauer, aber bereit genug für den begeisterten Germanisten. Nur jene alte von der altklassischen Philologie vererbte Gepflogenheit, alles Wissen allein aus dem Kolleg und der Studierstube schöpfen zu wollen, erklärt es, daß mancher Germanist zwar im Althoch- und Altniederdeutschen zu Hause ist, aber, wenn er nicht selbst Ober- oder Niederdeutscher ist, nicht einmal eine einzige der jetzigen ober- oder niederdeutschen Mundarten versteht, daß so mancher eine Masse von deutschen Städtechroniken durchforstet, aber nur wenig altdeutsche Städte selbst besucht hat, daß so mancher

die kleinsten Kleinigkeiten aus Schriften und Büchern von Schiller und Goethe kennt, aber nie seinen Fuß nach Marbach und Jena, nach Frankfurt und Weimar gesetzt hat.

Sa das Reisen ist eine notwendige Ergänzung des im Kolleg und der Studierstube gesammelten Wissens, und wenn ich mir hier erlaube darauf hinzuweisen, so geschieht dieses infolge der festen Überzeugung, daß ich es hauptsächlich meinen Reisen verdanke, wenn man jetzt anfängt, mir einiges Urteil auf dem Gebiete der Mundarten zuzutrauen.

Nachdem ich schon als Gymnasiast während der Ferien öfter Streifzüge durch die Muldenthaler, durch das Zschopau-, Elb-, Saal-, Spree- und Neißenthal unternommen hatte, erwachte in mir in meinen ersten großen Studentenferien (1875) heftig die alte germanische Wanderlust, zum Teil mit angefacht durch den Vortrag meines verehrten Lehrers Prof. Hildebrand, der wie selten einer die Vergangenheit und Gegenwart verbindenden Fäden in seiner Hand hält. Durch das Erzgebirge, durch Deutschböhmen und Franken wanderte ich (und zwar meist im wörtlichen Sinne) allmählich dem Rheinthal zu, von diesem aus über Köln nach Holland und von da nach mehrwöchentlichem Aufenthalte über Hessen nach Sachsen zurück. Mit Beginn meines zweiten Sommersemesters begab ich mich über Nürnberg nach Tübingen und stieg, nachdem ich während eines Monats von hier aus Ausflüge in das Schwabenland unternommen hatte, über den Kamm des Schwarzwaldes nach Freiburg, von hier aus durchstreifte ich während des Sommersemesters öfter den Schwarzwald und den Elsaß. Zu Anfang meiner zweiten großen Studentenferien reiste ich nach der deutschen Schweiz und kehrte über Bayern und das Vogtland nach Sachsen zurück. Diese Studentenfahrten habe ich dann, zu Amt und Würden gekommen, durch Reisen nach Thüringen, der Lausitz, Schlesien, Pommern und der Schweiz ergänzt. Ich glaube also ein hübsches Stück deutschen Bodens unter meinen Füßen gehabt zu haben.

Solche Reisen erscheinen mir aber für den Germanisten nicht bloß als Gelehrten, sondern auch als Lehrer von Wert; mit um so größerem Verständnis wird er dann seine Schüler auf den jetzt glücklicherweise so üblichen Schulfahrten leiten und mit um so günstigeren Erfolg zu Ferienreisen entflammen. Doch ich will nicht weitschweifig über die Bedeutung des Reisens für den Germanisten docieren, sondern lieber selbst aus meinen lebendig gewordenen Reiseerinnerungen den Tag herausgreifen, welcher mir der denkwürdigste von allen meinen Wandertagen ist; es ist das der in Frankfurt a. M. verlebte.

Hierdurch will ich aber weniger über Frankfurt selbst lehren, sondern vielmehr zeigen, wie ein angehender Germanist daselbst einen Tag germanistisch zubringen kann und womöglich zu dessen Besuch diejenigen

verehrten Amtsgenossen aufragen, die noch nicht dort waren — und ich fürchte, deren sind es nicht wenige. Denn wenn ich auch für jene germanistischen Studienreisen die Studentenferien als die geeignete Zeit erachte, so lässt sich doch später, besonders solange man jung und unbewiebt ist, noch viel nachholen. Denjenigen aber, welche bereits in Frankfurt weilten, dürfte es vielleicht willkommen sein, die daselbst empfangenen Eindrücke mit denen, die ein anderer dort empfing, zu vergleichen.

Fröhlich zog ich im Sommer 1875 in Frankfurt, der Vaterstadt Goethes, ein; die hübschen Mädchen mit echt deutschen Zügen und blauen deutschen Augen, welche mir begegneten, die vielen Häuser mit der Aufschrift „Weinwirtschaft“ stimmten mich heiter. Und ich muß sagen: Ich habe mich in Frankfurt nicht getäuscht. Nirgends habe ich die Leute so gefällig, nirgends die Mädchen so schön gefunden. Frankfurt hat sich wie seine Bewohner den echten deutschen Charakter bewahrt.

Es war gerade Messe, infolge davon mußte ich in einem Gasthause niederen Ranges logieren, doch wohnte ich hier gut und billig. Stadt Friedberg in der großen Friedbergerstraße war es. Ich probierte hier auch den Apfelwein, der besonders in dem Frankfurt gegenüberliegenden Sachsenhausen bereitet wird. Er schmeckte mir aber nicht besonders, sodaß ich darauf noch 2 halbe Flaschen Wein trank.

Andern Tags rückte ich bei Zeiten aus, um mir die Stadt zu besehen. Ich ging zunächst durch den Zeil, die bedeutendste Straße Frankfurts, die ziemlich durch die Mitte der Stadt geht, nach dem Schillerplatz, besah dort die Hauptwache und das Schillerdenkmal, ferner das Gutenbergdenkmal auf dem an den Schillerplatz anschließenden Roßmarkt und das Goethedenkmal an den vom Roßmarkte ausgehenden Promenaden. Dann ging ich nach dem großen Hirschgraben, um Goethes Vaterhaus zu besuchen, es war aber leider noch geschlossen. Ich stattete deshalb erst der Paulskirche auf dem Paulsplatze einen Besuch ab. Hier ließ ich mir die Plätze von Robert Blum, Simson und Biedermann zeigen. Dann kehrte ich nach dem Goethehause zurück.

Eine gewaltige Macht übten diese Räume auf mein Gemüt aus. Wenn ich mir vorstellen will, wie es einem gläubigen Katholiken ums Herz ist, wenn er am Grabe seines Schutzheiligen kniet, brauche ich mir nur jene im Goethehause zugebrachten Augenblicke zurückzurufen. — Und ist in gewissen Sinne nicht Goethe mein Schutzheiliger gewesen? Seiner Werke, vor allen seines Faustes Studium haben mich angetrieben, weiter fortzufahren in der Erforschung der großen Produkte des Menschengeistes, haben den Wunsch in mir rege gemacht, das zu begreifen, was die größten Geister aller Zeit gedacht haben, und andern begreiflich zu

machen, haben mich vor allem die deutsche Sprache und Litteratur schäzen gelehrt und mich zu dem Bewußtsein gebracht, daß es eines deutschen Philologen Pflicht ist, vor allem deutsche Sprache und Litteratur zu erforschen. Jetzt wandelte ich nun durch diese Räume, in denen dieser Geist seine ersten großen Gedanken gedacht hatte, sah überall Zeugen davon, daß er hier gewesen, Briefe, Gedichte und eine Zeichnung von seiner eigenen Hand. Wahrlich ich brauchte mich des fast religiöse-feierlichen Gefühls nicht zu schämen, das mich hier ergriff. — Wer die Macht des Geistes der Menschheit verehrt, wer die Erforschung der Entwicklung desselben durch die verschiedenen Zeiträume hindurch sich zu seinem Lebensziele gesetzt hat, soll dem diese Stätte, an der einer der größten Geistesherren geboren ist, nicht einem Tempel gleich gelten?

Die Zeichnung scheint die Hexenscene im Faust nach einer früheren Bearbeitung darzustellen.

Nach dem Besuche des Goethehauses stärkte ich mich durch eine halbe Flasche Wein bei Böhme und weidete mein Auge an dem Anblisse des hübschen Buffetmädchen. Sie machte eine Ausnahme von der Regel, sie trug das Haar nicht wie die meisten jungen Mädchen am Main, Rhein und in Holland, lang herabwallend oder in zwei langen Flechten, sondern wie die in meiner Heimat Sachsen in Böpfen um den Kopf geflochten.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Nikolaikirche ging ich in den Römer, kam aber zunächst falsch und hielt eine alte steinerne Wendeltreppe mit eisernem Geländer für die Kaiserstiege Meines Irrtums belehrt, stieg ich die wahre Kaiserstiege hinauf und betrat den Kaisersaal. In den Nischen befinden sich die Bildnisse der Kaiser, ihre Wahlsprüche darunter. Ich befahl mir zunächst alle flüchtig, darauf die bedeutendsten genauer und schrieb mir auch deren Wahlsprüche auf.

Es war mir, als wenn etwas von dem Geiste der alten Pracht und Herrlichkeit durch diesen Saal wehte. Wie majestätisch schaute Karl der Große herunter, wie männlich kühn blickten Heinrichs I. blaue Augen drein. Es dünkte mir, als ob ich in diesem Kaiser das Ideal eines deutschen Mannes sähe, von der Sonne gerötete Züge, stahlblaue Augen, rotblonden Vollbart und rotblonde Haare. Feuriger blickte die imponierende Gestalt mit dunkelblondem Haar Heinrichs III. drein. Er hat etwas südländisches in seinem Äußern. Ferner die Friedriche mit ihrem roten Bart, die echt deutsche Züge zeigten. Kissen, die zur Krönungsfeierlichkeit dienten, waren im Saal ausgestellt, auch ein Modell des Wein sprudelnden Brunnens, von dem Goethe schreibt.

Doch das Wichtigste von alledem hatte ich noch nicht gesehen, die goldene Bulle Karls IV. Ich fragte darnach, man gab mir aber den

Bescheid, da müsse ich in das Stadtarchiv gehen. Schleunigst machte ich mich auf den Weg, denn es war nicht weit mehr von ein Uhr, und um diese Zeit ward das Stadtarchiv geschlossen. Bei dem Verlassen des Kaisersaals warf ich noch einen Blick auf die mitteldeutsche Inschrift:

Eyns mans redde, ein halbe redde
Man sal sie billich verhören bede.

Im Stadtarchiv traf ich einen sehr gefälligen Herrn; auf meine Bitte zeigte er mir bereitwillig die goldene Bulle, las mir sogar, als mir die gotische Schrift schwierig zu lesen war, selbst vor. Die Schwärze der Schrift ist noch sehr gut erhalten, so daß ich die Vermutung aussprach, sie sei aufgefrischt worden, was mein Cicero aber entschieden in Abrede stellte. Die goldene Bulle besteht aus 43 Pergament-Quartblättern, die nicht viel größer als ein bei uns jetzt gebräuchliches Quartblatt sind. Geheftet sind diese mit grün-weiß-seidenen Fäden. Das Siegel ist in einer goldenen kreisrunden Kapsel eingeschlossen, etwa von $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Außerdem wurden mir noch mehrere andere Urkunden gezeigt, darunter eine von Karl dem Dicken ausgestellte. Das Merkwürdigste daran war das riesige Wachssiegel. In das Papier war ein Einschnitt gemacht und hierdurch das kolbenartige Siegel gesteckt. Dessen äußere Seite hatte einen Durchmesser von zwei Zoll, die innere einen solchen von kaum einen halben Zoll, die Dicke des Siegels betrug auch zwei Zoll. Außerdem sah ich noch die Urkunden einiger Bürgermeister und das Bildnis eines Schneiders, wenn ich mich nicht irre, der auf dem Römerberg hingerichtet worden war.

Von dem Stadtarchiv begab ich mich nach dem Saalhofe, an dessen Stelle die von Ludwig dem Frommen erbaute Sala gestanden haben soll. Es befindet sich jetzt dort ein Altertums-Museum; leider war es geschlossen. Nur einige riesige Frankfurter Adler aus Stein und ein Steinbild, Christus mit einem Bämmchen darstellend, konnte ich im Hofe in Augenschein nehmen.

Goethes Vaterhaus, die Paulskirche, der Römer, die goldene Bulle, dieses alles trug dazu bei, mich in eine erhabene, sentimentale Stimmung zu versetzen. Ich lehrte nach dem Römerberge zurück und stellte mich dort auf, von wo ich den besten Blick auf den Römer hatte. Hier blieb ich einige Augenblicke nachdenkend stehen, das Meßgewühl störte mich nicht in meiner Andacht. Hier hatte einst oft das Volk harrend gestanden, bis der neue Kaiser sich zeigte. Auf diesem Platze hatten Ritter in prächtigen Rüstungen vor den Augen des Kaisers und der Fürsten manche Lanze gebrochen. Über diesen Platz war auch er, der König der deutschen Dichter, gewandelt und hatte vielleicht dieselben Gedanken und Gefühle gehabt, die mich jetzt erfüllten.

Die alte Pracht und Herrlichkeit war verweht; nur einzelne Spuren erblickte ich noch. Welcher Kontrast zwischen dem Römer, den mir meine Phantasie zeigte und dem, welchen mein leibliches Auge erblickte! Krämer und Marktweiber anstatt der Fürsten und Ritter, Messbuden anstatt der Tribünen.

Doch die Anwandlung von Wehmut drängte ich schnell zurück. Was soll die Wehmut und die Klage um die entschwundene Herrlichkeit und Pracht im Jahre 1875! Das alte Reich ist in Trümmer gesunken, doch ein neues, ein kräftigeres und einigeres, ist aus diesen Trümmern herrlich erstanden. Das deutsche Kaiserthum steht wieder da als das erste der Welt an Macht der Waffen und des Geistes. 2000 Jahre fast ist's her, daß das deutsche Volk die Römer mit Furcht und Schrecken erfüllte, über 1000, daß der Fürst eines deutschen Stammes erster Fürst der Christenheit genannt wurde und immer noch ist dies Volk jugendlich kräftig und hat vor fünf Jahren erst bewiesen, daß es das mächtigste Volk ist, wenn es einig ist. Die Sprache, die vor 2000 Jahren seine Vorfahren sprachen, ist ihm geblieben und mit der Sprache wohl auch der alte Geist: Streben nach leiblicher und geistiger Freiheit, Tiefe des Gemüts und Achtung des Familienlebens, dieses waren jeho die Grundzüge des deutschen Charakters und sie sind es noch. So scheint das Schicksal zu wollen, daß Germania noch nicht schlafen geht, wie Hellas und Rom es thaten. Aus der Erinnerung ihrer großen Vergangenheit schöpft sie neue Kraft für die Kämpfe, die sie kämpfen muß, sei es mit der Zunge, sei's mit dem Schwerte, um die Menschheit auf ihrem Wege weiter zu führen. Laßt uns nur recht eifrig an das alte Deutschland denken, laßt uns recht emsig seine Gedichte und Geschichten lesen, und was wir am Deutschtum eingebüßt haben, das werden wir wieder gewinnen!

Solch ähnliche Gedanken bewegten meinen Kopf. Ich muß sagen, in Frankfurt am Main hat mein Entschluß Philologie und vor allem deutsche Philologie zu studieren erst die rechte Weihe bekommen.

Als ich bei der Börse vorbeiging, war gerade Börsenzzeit. Schon von fern hatte ich einen eigentümlichen Lärm gehört. Ich ging hinein. Was ich hier sah und hörte, hatte ich allerdings noch nie gesehen und gehört. In der Mitte stand ein Knäuel von mindestens 80 Menschen, die meisten hatten Notizbücher und Bleistifte in der Hand. Alle schrieen wüst durcheinander, der eine lauter allerdings als der andere. Einige, die Hauptschreier, waren ganz heiser geworden. Dazu wild rollende Augen und in der Luft herumfuchttende Hände. So nahe ich auch an sie herantrat, konnte ich doch kein Wort verstehen, und wenn ich nicht den Zweck dieses leidenschaftlichen Treibens gewußt hätte, aus diesem

Treiben selbst würde ich ihn nicht erkannt haben. Wenn man sich einen leidenschaftlichen Spieler, einen wütenden Trunkenen, einen erhitzten Raufbold vorstellt, und wenn man diese Eigenschaften alle auf eine Persönlichkeit zusammenhäuft, so kann man sich ungefähr ein Bild von der Scene machen, die ich dort sah.

Dieses Treiben wirkte höchst eigentümlich auf mich. Ich in meiner gehobenen Stimmung und hier der nackte Materialismus. Doch löste sich der Kontrast bei mir in ein Lächeln auf. Ich fühlte, daß ich in meiner Welt glücklicher lebte als diese in der ihrigen.

Ich ging darauf über den eisernen Steg bei der schönen Aussicht vorbei nach Sachsenhausen, kehrte hier — denn die Sonne brannte glühend heiß hernieder, sodaß eine Erfrischung wohl am Platze war — in ein Wirtshaus ein und labte mich an einem Glase trefflichen Rotweins. Auch nahm ich eine Suppe zu mir. Der Wirt war ein Original, ein echter Sachsenhäuser, grob und gemütlich. Die Eigenschaft der Grobheit lernte ich zwar nicht persönlich kennen, sondern sah sie nur gegen einen Handwerksburschen, der in Zahlungsunterschieden mit ihm geriet, in seiner ganzen Glorie sich entfalten. Außer ihm interessierte mich auch sein Töchterlein, ein Mädchen mit echten Sachsenzügen, schlank, weißen Teint, rötlche Wangen, hellblauen Augen im Gegensatz zu den fränkischen stahlblauen, und flachsblonde Haare. Überhaupt schien es mir, als ob an diesem Orte die Einwohner noch viel von ihrem sächsischen Typus bewahrt hätten. Auch der Dialekt weicht von dem fränkischen ab. Mit meinen weiteren Dialektstudien will ich hier den Leser verschonen; natürlich trieb ich die bei jedem, den ich sprechen hörte.

Ich wollte nach dem Felsenkeller gehen, fragte deshalb nach diesem einen Arbeiter. Ich kam mit ihm bald in ein angenehmes Gespräch. Er zeigte für Natur und Kunst einen offenen Sinn, wußte besonders sehr viel von Goethe, auf den er sehr stolz zu sein schien. Ich erzählte ihm, daß ich weit aus Sachsen her gekommen sei, um den Main und den Rhein zu sehen; er erwiderte, in seiner Jugend habe er auch Pläne, große Reisen zu machen, gehabt, aber es sei nichts daraus geworden. Auf den Felsenkeller zu gehen riet er mir allerdings nicht, die schöne Aussicht sei verbaut; jedoch forderte er mich auf, nach der Goethenruhe zu gehen. Ich that dieses. Unterwegs kam ich an vielen Obstgärten vorbei, wo das Obst, Pfirsichen und Äpfel, haufenweise unten lag. Ich ließ mir's trefflich schmecken. Endlich hatte ich die Goethenruhe erreicht; es ist eine mäßige Anhöhe neben einem Gehölz, auf der Goethe als Knabe und Jüngling oft geweilt haben soll. Lange blieb ich hier und dachte an den großen Mann; es war mir, als ob mich sein Geist umwölkte.

Zurück nach Frankfurt ging ich über die steinerne Mainbrücke, dann nach der Stadtbibliothek. Nachdem ich im untern Stocke Goethes, Schopenhauers u. a. Büsten sowie Siegel verschiedener Städte in Augenschein genommen hatte, begab ich mich in die im 2. Stock befindliche Bibliothek selbst. Der Bibliothekar führte mich, nachdem ich mich als Leipziger Student vorgestellt hatte, bereitwilligst herum. Er zeigte mir auf mein Verlangen Handschriften von Luther, Melanchthon, Wallenstein, von Napoleon I., von Goethe und Schiller, ferner ein Exemplar der ersten zwischen 1450 und 1455 gedruckten lateinischen Bibel, sowie eine kurz vor der Erfindung der Buchdruckerkunst geschriebene; beide sind einander sehr ähnlich; letztere hätte ich unbedingt für gedruckt gehalten, dann einige Globusse. Die Bereitwilligkeit des Bibliothekars ward aber aufgewogen oder vielmehr überwogen durch seine Redseligkeit, die mich oft in meinen Betrachtungen störte. Er brachte da komische Ideen zum Vorschein. Zunächst sprach er gehässig über Luther und Melanchthon, strich die katholische Kirche heraus, obgleich er selbst ein protestantischer Theolog war, berichtete dann eine Äußerung eines französischen Gelehrten, der ihn vor kurzem besucht hätte, daß es ein ebenso großer Unsinn, ja ein noch größerer sei, an einen persönlichen Gott zu glauben, als an die Unfehlbarkeit des Papstes. Die römische Kirche wolle das auch im Ernst nicht, das sei nur äußerlich, sie wolle die Humanität als Fortsetzerin des alten Noms.

Den 1870er Krieg nannte er einen Bruderkrieg, da Franken gegen Franken gekämpft hätten. Wir bei Leipzig seien ja gar keine Deutsche sondern Sorben.

Als ich ihm darauf sagte, daß ich Germanistik studieren wolle, riet er mir sehr ab. Man habe es ja an Grimm gesehen, er hätte eine Zeit lang dominiert, jetzt sei er ziemlich vergessen. Bei diesem Studium müsse man immer zuletzt fragen: cui bono? Über Grimm äußerte er sich in ähnlicher Weise, wie über Luther, warf ihm Intoleranz gegen die Katholiken vor. „Ein gebildeter Mann. Pfui Teufel.“ Über die jetzige Philologie im allgemeinen sprach er sich überhaupt sehr mißbilligend aus. Sie hätten Latein gelernt, um sich zu bilden, jetzt sei es eine reine Silbenstecherei.

Ich hielt es für unnötig, ihm zu widersprechen, warf nur dann und wann eine Entgegnung hin und benutzte meine Zeit, um das, was ich mir weisen ließ, genau zu betrachten. Das Gespräch hatte mich doch etwas aus meiner erhabenen Stimmung gerissen. Ich stärkte mich dann durch einen Schoppen Wein bei Böhme in der Nähe des Goethehauses. Zuvor hatte ich mir den Dom von außen betrachtet, der restauriert wurde, sodaß ich sein Inneres nicht besehen konnte. Hier

gab mir ein höchst liebenswürdiger Frankfurter seine Karte, damit ich in Höchst, meinem nächsten Ziele, einen guten Gasthof bekäme.

Selbigen Abend fuhr ich noch von Frankfurt nach Höchst ab.

Dies war der von mir in Frankfurt a. M. verlebte Tag; falls es die verehrten Leser und die Leitung dieses Blattes wünschen, werde ich noch andere meiner Wandertage schildern. Für diesmal genug.

Gegen den Mißbrauch des Apostrophs.

Von Bernhard Maydorn in Marienwerder.

Über den Mißbrauch des Apostrophs ist schon verschiedentlich und von gewichtigen Stimmen manches wohlangebrachte Wort des Tadels ausgesprochen worden. Aber was da im Zusammenhange mit andern Dingen doch nur mit gebotener Kürze vorkommt, verdient auch einmal gesonderte Behandlung, zumal da anderwärts nicht immer alle Seiten der Sache und nicht immer mit gleicher Vollständigkeit in Betracht gezogen werden.

Es scheint, den richtigen Gesichtspunkt, unter dem die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Apostrophs angesehen werden muß, gewinnt man nur, wenn man der Herkunft dieses kleinen Hakens nachforscht. In der Form und Bedeutung, in der wir ihn gewöhnlich brauchen, ist er noch nicht alt, eine Errungenschaft des 17. Jahrhunderts. Doch hat er seine Vorgänger, die wohl auch zu seiner Erfindung angeregt haben. Einen ähnlichen, bisweilen vollkommen gleichen Haken finden wir bereits unter den Abkürzungszeichen der mittelalterlichen Handschriften. Was uns der geschlossene und bequeme Zug der Kurrentschrift leistet, eine wesentliche Beschleunigung in der Niederschrift des flüchtigen Wortes, das erstrebten die Schreiber des Mittelalters durch die sogenannten Signaturen, feststehende kurze Zeichen für die am häufigsten wiederkehrenden Silben, die man nachher allerdings auch unter die Typen für die ältesten Drucke aufnahm. Uns geht von diesen Zeichen bloß das eine an, in dem wir den Urältervater unseres Apostrophs wieder zu erkennen glauben. Es ist das Zeichen für die lateinische Silbe us: ', ein Haken über der Zeile, der seinerseits wiederum lediglich eine etwas verschnörkelte Gestalt des s darstellt. Dieses Siegel kommt nun aber nicht bloß in lateinischen Urkunden und Druckwerken vor, sondern, wennschon in etwas vereinfachter Form, auch in deutschen. Hier vertritt es die Silbe er. Wie also einerseits magn', quib' geschrieben ward, so erscheint andererseits z. B. d', wid', few' u. dgl. mit demselben Zeichen abgekürzt.¹⁾

1) Von hier aus erklärt sich auch die Abkürzung Ew. für Euer in der Anrede, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ew vormals die geläufige Schreibung für unser eu war, und daß der Punkt jenes Siegel für er erzeigt.

Wenn es gestattet ist, auch für dieses Vorbild unseres heutigen Häckchens den Namen Apostroph zu gebrauchen und den historischen Zusammenhang zwischen beiden als mutmaßlich sicher anzusehen, so haben wir hier die erste Periode in der Geschichte des Apostrophs, die weit über das Reformationszeitalter herabreicht. Allerdings ist die Bedeutung des Zeichens eine ganz andere, als später: nicht für Laute steht es, die auch in der Aussprache fehlen, wie wir es heute gebrauchen, sondern für Laute, die nur in der Schrift fehlen, aber gesprochen werden sollen, also etwa wie heute, nur in weit umfänglicherer Anwendung, der Punkt gesetzt wird. So finden wir das Häckchen in allen Büchern und Flugblättern der Reformationszeit und noch weit später. Man braucht nur wenige Seiten von lateinischen oder deutschen Schriften jener Jahrhunderte anzusehen, — die modernen Bilderbücher zur Litteratur- und Weltgeschichte machen das durch die zahlreichen getreuen Nachbildungen jedem bequem — so begegnet man dieser Abkürzung, aber nur in dem eben beschriebenen Sinne; vergebens würde man nach einem Zeichen suchen, das dieselbe Bedeutung hätte, wie unser Apostroph. Und doch hätte gerade das Deutsche des Reformationszeitalters überreichlich dazu Gelegenheit gegeben mit seinen zahlreichen gekürzten Wortformen. Ich erinnere nur an Luthers: „Ein feste Burg“, wo gleich das erste Wort und dann noch so manches anderes nach heutigen Begriffen einen Apostroph haben müßte, oder an Huttens herrliches Lied: „Ich habs gewagt mit Sinnen“. Man sieht an solchen Beispielen, die Alten schrieben und druckten nicht fürs Auge, sondern fürs Ohr, und wie man heut in der Aussprache von einem Ersatz ausgesfallener Laute nichts vernimmt, so war man damals der sehr richtigen Meinung, das gelesene Wort müßte verstanden werden, grade so wie das gehörte.

An Stelle der gekürzten Wortformen setzte ein späteres grammatisierendes Zeitalter die vollen wieder ein, nur einzelne wenige der vormals unterdrückten Vokale kamen nicht mehr zum Vorschein. Wenn nun aber die anderen wieder zu ihrem Rechte kamen, so glaubte man es diesen verschlafsigten schuldig zu sein, daß ihre Stelle wenigstens durch ein Zeichen kenntlich gemacht würde, und da jene Abkürzung, für welche das alte Häckchen gegolten hatte, in Schrift und Druck nicht mehr üblich war, so war dieses grade recht für den neuen Gebrauch. So also fügte ein Grammatiker des 17. Jahrhunderts (Bödiker) den inzwischen aufgekommenen Lesezeichen den Apostroph hinzu, nun aber, wie gesagt, nicht mehr, um eine bloß in der Schrift unterdrückte Silbe als für die Aussprache vorhanden anzudeuten, sondern um Lauten, die in der Schrift und der Aussprache gleichmäßig ausgelassen werden, auf dem Papier ein Schattendasein zu erhalten. Damit beginnt die zweite Periode in der

Geschichte unseres Häckchens, die wir soweit rechnen können, bis es in allerneuester Zeit zu dieser Bedeutung noch eine andere angenommen hat. Doch davon weiter unten!

Soviel dürfte nach dem Gesagten klar sein, daß uns der Apostroph ohne zwingenden Grund — denn warum gings vorher ohne ihn, als die Daseinsbedingungen für ihn weit günstiger waren? — und ohne eigentliche historische Vorbedingung lediglich von der gar zu weit gehenden Genauigkeit eines grübelnden Grammatikers befchert worden ist. Und so wertvoll für uns auch die Anfänge sprachwissenschaftlicher Forschung aus jenen Zeiten sind, so gehen einzelne doch zu sehr auf allerhand Entdeckungen neuer weltbeglückender Kleinigkeiten aus, als daß wir ihnen in allen Stücken nachzubeten verpflichtet wären.

Wie die Sachen heute liegen, wäre es freilich ein aussichtsloses Unterfangen, gegen die Daseinsberechtigung des Apostrophes überhaupt ankämpfen zu wollen. Wir müssen uns ja in Schrift und Sprache so mancherlei gefallen lassen, was seine Begründung nur in dem kleinlich und engherzig düstelnden Kopfe irgend eines steifen Grammatikers von ehedem findet. Der Apostroph ist da, er ist noch neuerlich erst durch die amtlichen Festsetzungen unserer Rechtschreibung in einem gewissen Besitzstande bestätigt worden, gerade so wie z. B. die ebenso unhistorischen Unterscheidungen von „wider“ und „wieder“, „das“ und „daz“; wir werden ihn also weiter gebrauchen. Aber dagegen sollte doch die Stimme erhoben werden, daß seine Anwendung über die Grenzen der gegebenen Regeln hinaus immer weiter und weiter um sich greift.

Von manchen Fällen, in denen heute fast allgemein ein Häckchen gesetzt wird, auch ohne daß die Regeln es fordern, kann man immerhin noch absehen, wenn nur ein vernünftiger Grund vorliegt. Ich denke da vor allem an die Imperative der starken Verba, wie geh, schreib, lauf u. s. w. Es ist ja bekannt, daß der Singular des Imperativs ursprünglich keine Endung hat. Die angeführten Formen wären also eigentlich das Richtige, und das erst in mhd. Zeit angehängte e in gehe u. s. w. verdankt seine Aufnahme nur der Analogie der schwachen Verba, bez. der wenigen starken ja-Stämme, bei denen die alte Stammbildungssilbe in dem e der 2. sing. imp. heute noch ein kümmerliches Dasein fristet.¹⁾ Ist aber dieses e bei den letzteren Zeitwörtern wohl am Platze, so hat es bei den übrigen starken Verben im Grunde keine größere Berechtigung als das glücklich wieder beseitigte o im Perf: sahe, sage, wie wir es in der ganzen mhd. Zeit und im ältern Nhd. nicht grade selten finden.

1) Aus demselben Grunde kann der Imperativ „siehe“ als historisch richtig gelten, weil sehen ein alter va-Stamm ist.

Man muß es bedauern, daß die mit Unrecht sogenannte Endung im Singular des Imperativs starker Verba nicht mehr zu beseitigen ist. Es ist das auch ein Schritt auf dem Wege der Verflachung der Sprache, wenn die alten energisch-kurzen Imperativformen den nüchtern-langatmigen neueren weichen, aber ändern läßt sich das nicht. Höchstens daß man in der frischen, lebendigen Rede dem Richtigen noch den Vorzug einräumt. Sonst wird lediglich Wohlklang oder Versmaß darüber zu entscheiden haben, ob die kürzere Form zu gebrauchen sei, und dann mag diese auch immerhin einen Apostroph erhalten.

Wir kommen aber sogleich auf die Planlosigkeit in der neuerlichen Anwendung des Fehlzeichens, wenn wir einzelne andere Fälle mit den amtlichen Regeln vergleichen.

Im preußischen Regelhefte heißt es § 28: „Wenn Laute, die man gewöhnlich bezeichnet, unterdrückt werden, so deutet man in der Schrift ihre Stelle durch einen Apostroph an.“ Die daran angeschlossenen Beispiele: „Ich lieb' ihn,“ „Das leid' ich nicht,“ „Heil'ge“ geben eigentlich die genaue Umgrenzung des Gebrauchs. Was hat man in Büchern und Zeitungen daraus gemacht! Nicht genug, daß in Wortbildungen und Zusammensetzungen, wo die Sprache längst über diesen oder jenen Laut hinweggegangen ist, der Schatten eines solchen Entschlafenen in Gestalt des Apostrophs wieder heraufbeschworen wird, auch in die Wortbiegung sind diese grammatischen Spiritisten eingedrungen und setzen den gespenstischen Haken an Stellen, wo die Endung längst abgefallen bez. gekürzt ist. Über den Vorzug der vollen oder der gekürzten Endung im Genitiv und Dativ Singularis der starken Maskulina und Neutra herrscht unter den Berufenen allerdings kaum vollkommene Einigkeit; ob man z. B. im Genitiv Bachs oder Baches, im Dativ Bach oder Bache sagen soll, hört man hier so, dort anders entscheiden. Unnötig aber wäre in den verkürzten Formen der Apostroph jedenfalls, denn zu erkennen sind sie aus dem Zusammenhange, und daß ein besonders schlauer Bay statt Bachs lesen sollte, wie man nach der Analogie von Lachs Fuchs Ochs gefürchtet hat, ist doch wohl kaum zu befürchten.

Wir brauchen es nicht zuzugeben, daß hier ein Fehlzeichen am Platze wäre, wenngleich der durch den Apostroph angedeutete Laut in der Sprache noch nachweisbar ist; kleinlicher aber erscheint es noch, wenn der Apostroph auch gesetzt wird in den Genitiven von Wörtern wie Adler Vater Apfel Atem Besen. Und doch liest man Schreibungen wie Adler's Atem's oft genug. Daß es hier gradezu falsch genannt werden darf, gründet sich auf das schon seit dem älteren Mittelhochdeutschen erfolgte Schwinden des Endungsvokals neben dem tonlosen bez. stummen e der Stammbildungssilbe, wie wir es heute noch bei den Substantiven

auf -em, -en, -el, -er und den Zeitwörtern von Stämmen auf -el und -er sehen. Mit demselben Rechte also müßte man bettel'n handel'n änder'n opfer'n schreiben, oder bei den Verbal-Stämmen auf -em und -en, wo das stammhafte *s* dem *s* der Endung weicht: *wid'men* reg'nen und dgl. Aber wir können noch weiter gehen! Wenn es richtig wäre *Sach' beschädigung* zu schreiben, warum nicht auch: *G'laube g'leich b'ange B'lock?* Doch davor bewahrt uns die mangelnde Sprachkenntnis bei denen, die uns mit den übrigen Hälchenformen beschenkt haben.

Nun wird man für die besprochene Unsitte in den Tages-Zeitungen die Erklärung (aber nicht die Entschuldigung!) leicht darin finden, daß die Korrektoren, die den Satz lesen, es entweder an der nötigen Einsicht oder an der erforderlichen Sorgfalt fehlen lassen. Bei Büchern, wo die Korrektur vom Verfasser nachgelesen wird, fällt der Vorwurf auf diesen zurück. Ich las neulich erst in einem sehr gelehrten geschichtlichen Werke: er war Mann's genug. Dann auch: des Mann's, des Sohn's und ähnliches. Hier sind die Fehlzeichen zum wenigsten überflüssig. Was aber soll man dazu sagen, daß an einer andern Stelle desselben Buches steht: in hellenisch' ruhmrediger Weise? Was in aller Welt soll da an dem Worte *hellenisch'* abgefallen sein? Es kommt ja in wissenschaftlichen Abhandlungen wahrhaftig nicht in erster Reihe darauf an, daß der Druck sauber und fehlerlos sei, aber von auffälligen Wunderlichkeiten soll er sich doch frei halten!

Wir kommen zu der dritten und jüngsten Entwicklungsphase unseres Zeichens. Wenn in einzelnen der oben angeführten Fälle der Apostroph wenigstens einen Schein der Berechtigung für sich hat, so ist er in den folgenden ganz ungehörig. Da dient er nämlich nicht etwa dazu, die Stelle eines fehlenden Lautes zu bezeichnen, sondern das Stammwort von den angehängten Bildungselementen zu trennen, damit der gedankenlose Leser ja nicht etwa in die Versuchung komme, von den letzteren etwas als zu jenem gehörig anzusehen. Ein klassisches Beispiel dafür habe ich in demselben oben erwähnten Buche gefunden. Da steht: *Nero'nisch*, wie wenn der Verfasser Besorgnis gehabt hätte, man würde aus dem Adjektiv den bekannten Eigennamen nicht ohne eine solche E�elsbrücke herausfinden können.

Dieser Gebrauch des Apostrophs beschränkt sich zumeist auf Personennamen. Seine Entstehung verdankt er, wie es scheint, der allerdings nicht zu leugnenden Möglichkeit einer Verwechslung zwischen nominativen und genitivischen Familiennamen, wie Peter und Peters, Lüder und Lüders, Barthel und Barthels. Aber ist das wirklich ein ausreichender Grund, nun jeden Peter, Lüder und Barthel im Genitiv Peter's

Lüder's, Barthel's zu schreiben? Und wenn das wäre, müßte dieser Gebrauch notwendig auch ausgedehnt werden auf Namen, denen eine solche Verwechslung nicht droht? Warum schreiben denn die Zeitungen und leider auch gar viele Bücher mit übelangebrachter Gleichmacherei Schiller's, Goethe's, Lessing's? Ist das nicht ein Schlag ins Gesicht für jeden Leser, der doch recht gut weiß, daß die Männer Schiller, Goethe, Lessing heißen und nicht Schillers, Goethes, Lessings? Ferner, welchen Sinn und Verstand soll es haben, wenn selbst die allgebräuchlichsten Vornamen im Genitiv mit dem Häkchen geschrieben und gedruckt werden, als Karl's, Friedrich's, Heinrich's? Vollendete Ironie der Unwissenheit ist es, wenn sogar Alphon's (als Genitiv) gedruckt wird. Am wenigsten glaubt diese Art moderner Gewissenhaftigkeit bei den Namen historischer Personen des Apostrophs entraten zu können, und wären sie auch noch so sehr in aller Munde.

Und noch eins! Man liest in derselben Weise von Schiller'schen Gedichten, von Humboldt'schen Werken. Hier könnte es zweifelhaft sein, ob nicht vielmehr die oben behandelte Auslassung eines historischen Vokales angedeutet werden soll. Allein wie viele oder wie wenige von denen, die so schreiben, haben dabei noch das Bewußtsein der ursprünglich vollen Form: Schillerisch, Humboldtisch? Und daneben kommt dann ebenso oft auch vor: Goethe'sch, Heine'sch und dergleichen. Das sind vollends ganz undeutsche Formen, denn richtig müßte es lauten: Goethisch, Heinisch. Man sieht also an den letzteren Schreibungen, daß es mit dem Apostroph gar nicht darauf abgesehen ist, die Stelle eines unterdrückten Lautes zu kennzeichnen, sondern die Grundform des Namens von den antretenden Bildungssilben zu trennen. Selbst in wissenschaftliche Werke hat sich die Unsitte eingeschlichen. Man sollte meinen, in solchen Büchern, in denen man dem Leser die Kenntnis lateinischer Genitive, wie Mosis, Pauli und noch ganz andere Dinge zumutet, könnte man auch eine soweit gehende Bekanntheit mit den Namen sonst etwa vorkommender Personen voraussehen, daß es einer besonderen Kennzeichnung genitivischer Form durch den Druck nicht bedürfte. Aber nein, man rechnet mit der Gedankenlosigkeit der Leser, und wenn derselbe Name im Nominaliv auch zehnmal auf derselben Seite, im selben Abschnitte vorkommt, der Genitiv muß seinen Apostroph haben!¹⁾

Noch weiter verbreitet, als in Büchern und Zeitungen ist dieser Gebrauch des Apostrophs auf Geschäftsschildern. Freilich kann man es

1) Da ist es in der That recht lehrreich und bezeichnend, was Professor Hildebrand in der Anmerkung zu Seite 40 seines Buches „Vom deutschen Sprachunterricht“ (3. Auflage) aus der Zeitungsredaktion erzählt.

einem Herrn Müller z. B. nicht verdenken, daß er nicht eines schönen Tages von einem eintretenden Kunden Herr Müllers angeredet werden will, weil draußen steht: Müllers Warenhandlung. Aber wirft man nicht mit der Zugabe einer solchen Möglichkeit auch den Vorübergehenden eine unglaubliche Gedankenlosigkeit vor? Soweit ist denn doch im Sprachbewußtsein des Volkes das Verständnis eines Genitivs noch nicht geschwunden, daß nicht ein jeder aus der betreffenden Firmenbezeichnung den wirklichen Namen herausbuchstabieren könnte. Diese Gefahr liegt um so weniger vor, als Geschäftsleute mit genitivischen Namen ihrerseits für einen deutlichen Unterschied in der Schreibung zu sorgen pflegen, also entweder ans Ende des Ganzen einen Apostroph setzen als Zeichen für das Fehlen jeder Genitivendung (so in Übereinstimmung mit den amtlichen Regeln § 28,2) oder die ganze Fügung ändern.

Die Schildermaler aber sind erfunderisch. Da genügt dem einen die Schreibung: Müller's nicht, er malt das s kleiner als die andern Buchstaben, nun scheint der Name erst vor aller Entstellung sicher. Doch nein! Ein anderer entdeckt eine noch deutlichere Kennzeichnung der Kasusendung: unter das s werden ein oder zwei Striche gemalt, also: Müller^s. Aber noch nicht genug! Ein dritter fügt auch hier den Apostroph noch hinzu: Müller^s. Und nun erst hat die liebe Seele Ruh! Oder vielleicht noch nicht? Man sieht, es ist die Geschichte von dem Hute, die uns Gellert so launig erzählt. Und wer da glauben wollte, die Schildermaler verführen so nur mit Personennamen, der würde sich täuschen. In demselben Stile habe ich irgendwo gelesen: Gesellschaft^s-Garten, und in einem gewissen Kreise der Provinz Schlesien steht an ganz nagelneuen Ortschaftstafeln durchgehends: Regierung^s-bezirk. Soweit sind wir mit dem Apostroph gekommen, und wer bürgt dafür, daß die Unsitten nicht noch weiter um sich greift, bis wir uns alle vor Apostrophen kaum noch zu lassen wissen?

Es ist ein kleines, unscheinbares Ding, dieses Häkchen! Und dennoch, wenn es so unsäglich oft gemacht werden soll, wenn man den flüchtigen Zug unserer „Kurrent“-Schrift so häufig unterbrechen muß, um über der Zeile diesen Haken zu machen, so hätte man eben, wie J. Grimm sagt, „nichts zu thun, als zu häkeln“. Darin liegt doch auch ein Widerspruch zu der sonstigen Einfertigkeit unserer unaufhaltsam vorwärts hastenden Zeit, in der wir es gerade hierdurch „so herrlich weit gebracht“. Es ist ein unbedeutendes Zeichen, und doch lohnt es, sich darüber auszusprechen, denn hinter all dem Wunderlichen und Spaßhaften, das dabei auffällt, liegt doch auch ein tiefer Ernst.

Der Apostroph soll der Deutlichkeit dienen und in einer gesunden Einschränkung des Gebrauchs mag er da seinen guten Dienst thun; in der aus-

gedehnten Anwendung aber, die wir eben kennen gelernt, dient er nicht mehr dem Verständnis, sondern der Gedankenlosigkeit, ist er eins der verwerflichen Mittel, die uns beim Lesen jedes eigene Denken ersparen, ganz abgesehen von der aufdringlichlichen Lehrhaftigkeit, mit der er uns die Namen weltbekannter Größen deutlich machen will. So befördert er das rasche Lesen, hilft den Geist gewöhnen an ein bloß oberflächliches Erfassen und bringt uns um einen Teil der Früchte des Gelesenen. Ja, wenn das zugegeben wird, so hat dieses kleine Hätkchen seinen Anteil an der Schädigung, die wir überhaupt von dem hastigen Überfliegen der Zeilen haben, und die Professor Hildebrand zusammenfaßt in den bedeutsamen Worten: „Das rasche Augenlesen hilft nebst andern Einflüssen der Zeit unser gesundes Empfinden und Denken zu nagen, an dem doch aller Fortschritt hängt, alle Rettung aus den schweren Gefahren unserer Zeit.“ (Vom deutschen Sprachunterricht, S. 45.)

Und was kann endlich dagegen geschehen? Die Schule vermag nicht alles zu thun, aber doch viel. Freilich den Apostroph ganz verbieten geht nicht an ohne Widerspruch mit dem amtlichen Regelheft; solche Weisungen leiden auch an dem erfahrungsmäßigen Erfolge, daß, wie sie als lediglich für die Schule gegeben erscheinen, die Schüler sie auch außerhalb der Schulverhältnisse nicht mehr für verbindlich ansehen. Da wird eben nur eine eindringliche Belehrung helfen, und dabei vor allem ein Hinweis auf Herkunft, Geschichte und eigentliche Bedeutung des Zeichens, sowie eine Mustersammlung moderner mißbräuchlicher Anwendungen, die ja so scherhaft sein kann, wie man will. Wenn dazu die vorstehenden Zeilen einigermaßen Stoff und Anregung gegeben haben, so ist ihr Zweck erfüllt.

Ferdinand, Albas, und Don Karlos, Philipps Sohn.

Eine Auffaßbesprechung.

Von Ferdinand Schulz in Charlottenburg.

Eine sehr dankbare Aufgabe ist es, die Schüler anzuleiten, einen Charakter, welcher in einem Drama nur „skizziert“ auftritt, auszustalten. Es gilt, die zur Erscheinung kommenden Fäden weiter zu verfolgen, die Bruchstücke derselben zu verknüpfen und aus dem Gewonnenen ein Lebensbild zu entwerfen. Reichhaltigen Stoff hierfür bietet u. a. Goethes Egmont, dessen skizzierte Charaktere schon die Bewunderung Schillers erregt haben. Als solch ein skizzierter Charakter tritt hier Ferdinand, der Sohn Albas, auf, für dessen Lebensgang, Entwicklung, Anschauung sich vieles aus den wenigen Szenen, in die der Dichter ihn einführt, herauslesen

läßt. Noch anziehender wird die Aufgabe, wenn ein solcher skizzierter Charakter mit einem ausgeführten verglichen wird. Ist doch das Vergleichen ein wesentlicher Teil unserer Denkhäufigkeit; es verspricht daher eine solche Aufgabe nicht unbeträchtlichen Gewinn auch für die logische Ausbildung des Schülers. Mit wem könnte nun aber Ferdinand, Albas Sohn, passender verglichen werden als mit Don Karlos, Philipps Sohn? Bieten sich ja ungesucht viele Ähnlichkeiten dar! Bildet doch für beide die Erhebung der Niederländer den Hintergrund für ihr Handeln; sind es doch beides edle Spanier und Söhne der Männer, welche das blutige Drama in dem spanischen Nebenlande heraufbeschwören! Wieviel aber trägt eine solche Vergleichung zugleich zur Verinnerlichung zweier Dramen unserer großen Meister bei! Und diese Meister selbst — wie könnte ihre Eigenart dem Schüler besser vermittelt werden als durch die Untersuchung eines echt Schillerschen Charakters aus der Jugendperiode des Dichters wie des Don Karlos und die eines Goethischen aus dessen klassischer Zeit wie des Ferdinand?

Wie aber — und darauf dürfte es doch in diesen Blättern ankommen — wird der Lehrer die Schüler am geschicktesten zur Auffindung des zu Grunde liegenden Stoffes anleiten? Allerdings sind dem Schüler aus dem Unterricht so manche allgemeine Gesichtspunkte bekannt, welche ihm als Hebel seines Nachdenkens dienen können. Er weiß, daß er bei Anlegung eines Charakterbildes zu fragen hat nach der Abstammung, den Anlagen, den örtlichen und zeitlichen Bedingungen und Umständen, der Entwicklung u. s. w. (vgl. des Verf. Grundzüge der Meditation S. 27 fslg.). Die Verfolgung dieses Weges würde ihn denn auch schließlich zum Ziele führen und müßte auch später die Grundlage der gesamten Ausführung bilden. Aber oft müßte dieser Weg unterbrochen werden. Jeder neu gefundene Gesichtspunkt zwänge immer wieder, an den Anfang zurückzukehren und das hier nur vermutungsweise aufgestellte der gewonnenen Erkenntnis gemäß noch einmal zu prüfen und zu verbessern. Darum ist der Verfasser bei der Besprechung der vorliegenden Aufgabe auf den Gedanken gekommen, einmal den umgekehrten Weg einzuschlagen und das, was im Aufsatz selbst den Schluß bilden muß, an den Anfang der Betrachtung zu schieben, um von da aus rückwärts alle einzelnen Gesichtspunkte zu durchmessen. Und dieser Weg erwies sich ihm hier als besonders ergiebig.

Da tritt denn gleich in dem Schicksal beider Jünglinge ein großer Unterschied hervor. Don Karlos endet unglücklich; der eigene Vater übergibt ihn dem Großinquisitor. Ferdinand bleibt am Leben und empfängt sogar von Egmont, den er wie einen Vater ehrt, die Mahnung, er solle leben, gern und mit Lust, ohne den Tod zu scheuen. Aber freilich ein Konflikt ist beiden gemeinsam. Beide sehen einen Freund,

der ihrer Seele nahesteht, unrettbar dem Tode verfallen, Ferdinand — Egmont, Don Karlos — Marquis Posa. In beiden Fällen ist sogar das Schicksal des teuren dem Untergange geweihten Mannes in die Hand des eigenen Vaters der Jünglinge gegeben. Beide sind bereit, alles zu thun, um den Freund zu retten. Don Karlos will Arm in Arm mit seinem großherzigen Freunde zu seinem Vater gehen und ihn durch die Vorstellung von dessen erhabener Handlungsweise zu rühren suchen, selbst auf die Gefahr hin, seine großen Pläne aufzugeben zu müssen. Und Ferdinand wirft sich in der That seinem Vater zu Füßen. Er hat „geredet und gebeten.“ Umsonst. Ja noch mehr. Beide werden durch Unbesonnenheit verhängnisvoll in Umstände verstrickt, welche sie zu Mitschuldigen an dem Tode ihres Freundes machen: Don Karlos, indem er unvorsichtig sich einer Eboli verrät und seinen Freund dazu bringt, sich für ihn selbst opfern zu wollen, Ferdinand, indem er arglos in Gehorsam gegen seinen Vater das Netz über dem Freunde zusammenzieht. Und weiter. Don Karlos muß selbst das Gericht über seinen Freund hereinbrechen sehen, ohne helfen zu können, Ferdinand kennt die strengen, festen Knoten, weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verringt sind, er fühlt sich mit Egmont und allen anderen gefesselt.

Aber freilich! Das fühlen wir, ein Karlos würde sich willig für seinen Freund opfern; bei einem Ferdinand suchen wir vergeblich nach einem solchen Opfermut. Er lässt sich willig von seinem Vater gebrauchen, ja mit den Verkündigern des Urteils in das Gefängnis schicken, „damit ihm alles, was von Lebenslust und Freude in ihm lebt, in diesem Augenblick ertötet werde“. Ist er weniger edel? Oder worin liegen die verborgenen Triebfedern für solche Verschiedenheit des Handelns?

Allerdings sind die Beziehungen, welche beide mit den Freunden verknüpfen, die sie opfern sehen müssen, verschiedener Natur. Marquis Posa ist Karlos' Jugendfreund. Die Freundschaft zu ihm trägt bei Karlos schwärmerischen Charakter. Karlos lässt sich als Knabe für seinen Freund züchtigen, unter den Streichen fließt sein Blut. Er sieht in dem hochbegabten Freunde ein höheres Wesen; sein Vorbild beherrscht sein Denken und leuchtet seinem Handeln vor. Ferdinand hat Egmont nur aus der Ferne kennen gelernt; näher getreten ist er ihm erst, als dieser schon von Alba zum Opfer ausserkoren war. Auch Egmont ist für Ferdinand ein Vorbild, aber so eng sind die Beziehungen zu ihm nicht, wie bei Karlos und Posa. Und Posa prägt seine Ideale seinem Freunde tief in die Seele, Ferdinand ist zwar von Bewunderung für Egmont erfüllt, aber die Ideale Egmonts hat er nicht tiefer in seine Seele aufgenommen.

Wie verschieden sind aber auch die beiden Vorbilder! Dort der schwärmerische, ernste spanische Malteserritter, hier der leichte, heitere niederländische Edle. Dort das Ideal von Menschentum, Menschenbeglückung und Weltbürgertum, hier das von nationaler Unabhängigkeit und freier schöner Menschlichkeit. Müssten da nicht die Ziele des Handelns bei beiden ganz verschieden sich gestalten? Don Karlos ist von dem Ideal in ganzer Seele erfaßt und verfolgt es in schwärmerischer Hingebung. Ferdinand möchte zwar an kriegerischen Thaten Egmont gleichkommen, doch hat sich ihm mehr die äußere Erscheinung seines Helden in die Seele geprägt, sein freies ritterliches Benehmen, seine menschliche Liebenswürdigkeit, als seine nationale Gesinnung. — Zwar dürfen wir auch bei ihm Liebe zum Vaterlande vermuten, doch ist dieser Zug nicht schärfer ausgeprägt. Gewiß möchte auch er Ruhm erwerben, aber wir fühlen, für ein Ideal sein Leben einzegen, wie Karlos, das würde ein Ferdinand nicht thun. Das Ideal eines Ferdinand läßt sich allerdings auch in dem Staate eines Philipp und in den geordneten Bahnen des Staatslebens erreichen; für das eines Karlos jedoch ist unter dem Scepter seines Vaters kein Platz; Karlos muß seinen Weg abseits der Staatsordnung suchen und auf Empörung gegen seinen Vater und Staatsumwälzung denken.

Beide stehen noch im Jünglingsalter, als das Leben sie zum Handeln auffordert. Aber die Lebensbahn eines Ferdinand ist eben; keine große Leidenschaft zieht ihn von der Verfolgung seiner Ziele ab. Dahingegen wird der Weg Don Karlos' von einem schweren Verhängnis durchkreuzt, welches ihn von seinem Ziele abirren läßt. Eine heftige Leidenschaft besellt ihn. Er liebt, und der Gegenstand seiner Liebe ist infolge einer unglücklichen Verkettung der Umstände seine jugendliche Mutter.

Allerdings steht das Leben für Don Karlos höhere Ziele als dies bei Ferdinand der Fall ist. Jener ist der mutmaßliche Thronerbe; das Geschick Spaniens soll einst in seine Hand gelegt werden. Ferdinand kann höchstens als treuer Diener des Fürsten für das Wohl seines Vaterlandes mitwirken.

Wie aber sind sie für ihre Lebensaufgabe erzogen worden, und unter welchen Sternen haben sie sich entwickelt?

Karlos' Vater ist der finstere Philipp, der Mann mit dem steinernen Herzen, welcher in seinen Staaten keine freiere Regung duldet und den Herzschlag seiner Untertanen wie den Pendel einer Uhr regeln möchte. Er hat keinen Schatz von Liebe, aus dem er dem Sohne zu spenden vermöchte; die Mutter aber, welche das Liebesbedürfnis des Knaben stillen könnte, ist ihm früh entrissen. Philipp möchte seinen Sohn zu seinem Ebenbilde machen. Darum behandelt er ihn seiner Art gemäß

rauh und streng. Daß auch in Philipp's Charakter eine gewisse Größe liegt, kann der Sohn kaum ahnen. Dieser sieht in jenem nur den harten Zuchtmeister. Früh steht er daher in Gegensatz zu dem Mann, den er so gern als liebenden Vater verehren möchte. Ein Vorbild ist er ihm nicht, und die Festigkeit des Willens, welche bei Philipp sich in seiner Staatsleitung zeigt und doch immerhin das Glück der Unterthanen im Auge hat, die er, freilich nach seiner „Façon“, selig machen möchte, ist ihm nur abschreckend entgegentreten.

Ganz anders bei Ferdinand. Auch sein Vater, der hohläufige Toledaner, ist finster. Teilt er auch die Denkart Philipp's und ist er auch im übrigen kalt und streng, eine Saite in seinem Herzen klingt doch stärker an: das ist die Liebe zu seinem Sohne, dem Sprößling einer geliebten Frau, welche bei dessen Geburt ihr Leben ließ. Ferdinand hat daher nur Liebe erfahren und ist auch seinem Vater in innigster Liebe ergeben. Und dieser Vater kann in der That dem Sohne ein Vorbild sein; denn er ist tüchtig, mindestens als Kriegermann. Auch er will seinen Sohn zu seinem Ebenbilde erziehen und weist ihm die Bahnen demgemäß. Diese beschreitet denn auch der Sohn im Vertrauen auf den geliebten Vater. Für ihn ist Platz in den geordneten Bahnen des Staatslebens, die ein Karlos verlassen muß.

Die Entwicklung der beiden Jünglinge ist mithin eine durchaus verschiedene gewesen. Sind aber auch die Anlagen beider verschieden?

Eine gewisse Ähnlichkeit beider läßt sich nicht verkennen.

In beider Adern fließt edles spanisches Blut. Feuriges Temperament, Begeisterungsfähigkeit, Selbstgefühl ist beiden in gleichem Maße eigen. In beiden liegen die Antriebe, sich durch glänzende Thaten Ehre zu verschaffen. Aber freilich unruhiger pulsirt das Blut in Karlos. Wir können uns vorstellen, daß Ferdinand sich vielleicht zäher in seinem Wollen erweisen möchte. Einen so hohen Flug wie Karlos dürfte er jedoch nicht nehmen. Das eine darf aber wohl behauptet werden: es sind ähnliche Naturen, welche unter dem Einfluß der ihre Entwicklung bestimmenden Umstände verschiedenartig sich ausgestalten, und es ist hier ein ähnlicher Same, welcher gemäß der Verschiedenheit des Bodens, der Witterung, der Pflege &c. Blüte und Frucht verschiedenartig entfaltet.

Nachdem so alle einschlägigen Punkte in umgekehrter Ordnung zur Besprechung gekommen sind, kann der Aufbau vollzogen werden. Es ergeben sich etwa folgende Teile:

I. Abstammung. Beide aus edlem spanischen Blute. Karlos aber Königsohn, Ferdinand Sohn eines spanischen Granden.

II. Anlagen. Ähnlichkeit des Temperaments. Edle Naturen, auch zu Großem befähigt. Höherer Flug bei Karlos, größere Stätigkeit bei Ferdinand.

III. Entwicklung. Ähnlichkeit der Väter. Aufwachsen ohne die sorgende Hand der Mutter. Aber — Philipp ohne Liebe, Alba voll Liebe für seinen Sohn! Folge: dort Entfremdung, hier innige Zuneigung. Karlos nimmt den Vater nicht zum Vorbild, Ferdinand hat in dem seinen ein Vorbild. Richtung auf Verhüttigung ihrer Kraft in glänzenden Thaten.

IV. Ziele. Vorbilder in Freunden. Marquis Posa Jugendfreund, Egmont erst spät als solcher gewonnen. Karlos: Ideal von Menschenbeglückung, Freiheit, Männerwürde, Weltbürgertum (echt Schillerisch ausgestaltet). Ferdinand: Kriegsruhm, Ritterehre, schöne Menschlichkeit (Goethisch). Bahn: Karlos abseits des Staatslebens, ja in Empörung gegen den Herrscher, Ferdinand innerhalb des Staatslebens. Kreuzung der Bahn bei Karlos durch die verhängnisvolle Liebe zu seiner Mutter, ebener Pfad bei Ferdinand.

V. Konflikte. Der Freund ist dem Untergange geweiht. Sein Leben ist beiden in die Hand gegeben; beide wollen, ein jeder auf seine Weise, handeln, knüpfen jedoch selbst die Schlinge, welche sich um den Freund zusammenzieht. Karlos würde auch alle Fesseln zu brechen versuchen und sich selbst opfern; das Netz ist jedoch über seines Freundes und auch bereits über sein eigenes Haupt zusammengezogen. Ferdinand bittet, fleht, doch ist er ohnmächtig. Er hat selbst das Netz arglos zusammengezogen. Sich selbst zu opfern würde er außer Stande sein. Karlos würde durch die Achtung vor seinem Vater sich nicht von einer Kreuzung der Pläne desselben zurückhalten lassen; Ferdinand macht sich aus Liebe zu seinem Vater willig zu dessen Werkzeuge.

VI. Katastrophe. Karlos fällt, ohne seine kühnen Pläne ausführen zu können, Ferdinand bleibt am Leben und kann auf ebener Bahn sein Ziel erreichen

VII. Ergebnis. Ähnlich ist das Samenkorn, ähnlich der Boden, anders das Verhältnis zu den Vätern, anders zu den Freunden. Verschieden gestalten sich darum Ziele und Bahnen. Ähnlich ist, und doch innerlich verschieden, das Handeln bei gleichartigem Konflikt. Darum dort Untergang, hier Fortleben!

Zu Goethe und Schiller.

Von H. Draheim in Berlin.

Zu Goethe.

Der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“.

Goethe hat in „Hermann und Dorothea“ zum Förderer der verwickelten Handlung einen Geistlichen gewählt, als müßte ein solcher durch seinen Hinblick in die natürlichen und göttlichen Dinge den weitesten

Gesichtskreis, die sicherste Menschenkenntnis besitzen. Er hat in den wenig älteren Lehrjahren Wilhelm Meisters einem Geistlichen eine ähnliche Stellung gegeben und das Konfessionelle hier wie dort glücklich vermieden. Ähnlich hat Schiller die gegnerischen konfessionellen Standpunkte z. B. in „Maria Stuart“ so objektiv dargestellt, daß die Würde gewahrt und der Polemik keine Handhabe geboten ist.

Beide Dichter waren evangelisch. Schiller trug von seinem Lehrer Ulrich Moser aus Vorch eine weihevolle Erinnerung in sich, welcher er in den Räubern durch die ergreifenden Worte des Pfarrers Ausdruck verlieh. Für Goethe waren von den evangelischen Geistlichen, die er kennen lernte, am bedeutungsvollsten Gottfried Herder und Kaspar Lavater, beide nur wenig älter als er. Jenen lernte er in Straßburg kennen als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Gutin, diesen vier Jahre später als Propheten der Physiognomik. Fast zu nahe liegt der Gedanke, daß er diesen Vorbildern Züge zu seinem Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ entliehen hat, den er doch auch „als Jungling näher dem Mann“ (I 79) uns schildert — sonst hätte man kaum folgende zwei Stellen übersehen können: II 1 — 4

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Fürschers, der leicht die Mienen enträtselft,

und VI 302 — 310

Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
Sieht nur ein und getrost vertraut mir den Leib wie die Seele!
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Bügel zu führen,
Und das Auge gelbt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rolle der Wagen geleitet von mir das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Wie an Lavater die Menschenkenntnis, so bewunderte Goethe an Herder die Menschenliebe. Es bedarf keines Beweises, wenn wir kurz sagen, daß der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ beides besitzt und doch seine „reine Menschlichkeit und edle Bildung des Geistes und Herzens“ sich über die engen Grenzen erhebt, welche die Interessen der Familie und der kleinen Stadt z. B. dem Wirte gezogen haben. Dieser ist Bürger wie der Apotheker und andere, der Pfarrer ist Weltbürger. Er ist im Kreise Hermanns das, was in Dorotheas Kreise der Richter ist, den er selbst mit Joshua und Moses vergleicht. Und beiden zusammen ist der fünfte Gesang gewidmet. Naum scheint es mir daher

richtig dessen Überschrift „der Weltbürger“ nur auf den erst am Schlusse auftretenden Dorfrichter zu deuten. Spricht doch der Pfarrer B. 12 den weltbürgerlichen Grundsatz aus: Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig. Dann ist also „der Weltbürger“ kollektiv zu verstehen und auf beide als Beispiele des Weltbürgertums zu beziehen.

Vergleichen wir damit, wie die Beteiligung der andern Personen in den Überschriften zum Ausdruck gekommen ist. „Schicksal und Anteil“ weist auf die Vertriebenen und die Hilfe Spendenden, „die Bürger“ — vielleicht auch kollektiv — auf den Wirt und den Apotheker. „Das Zeitalter“ ist der geschichtliche Hintergrund, von welchem unsere Hauptpersonen sich abheben, „Aussicht“ die in Hermann und Dorothea vollzogene glückliche Familienverbindung. Die andern erklären sich von selbst: „Hermann“ heißt der zweite Gesang, „Mutter und Sohn“ der vierte, und gleichsam symmetrisch „Dorothea“ der siebente und „Hermann und Dorothea“ der achte.

Die andere Überschrift des fünften Gesanges lautet „Polyhymnia“. Goethe hat die antike Bücherteilung darin nachgeahmt, daß er für die neun Gesänge die Namen der Musen wählte. Er folgt jedoch keiner überlieferten Namenordnung, und man hat glauben können, daß er neun griechische Götternamen beliebig setzte, als habe er darüber das Los geworfen. Wer deshalb, weil ihm die Beziehung der Namen dunkel erscheint, lediglich Mystifikation in ihrer Auswahl erblickt, für den hat Goethe nicht geschrieben. Goethe sagt freilich: „Nur immer munter, legt ihr nicht aus, so legt ihr unter“, aber wenn man auch gewagte Deutungen zurückweist, so ist doch mindestens anzunehmen, daß der Dichter von den ihm zu Gebote stehenden Namen zunächst diejenigen auswählte, welche eine Beziehung am deutlichsten erkennen ließen, und dann die andern unterbrachte, so zweckmäßig es immer ging.

Der Muse des Epos gebührte der Eingang, der Muse der Sternkunde der Schluß; nur Alio konnte die Muse des im sechsten Gesange entrollten Gesichtsbildes sein, nur Thalia, die Muse des Lustspiels, den heiteren Eindruck weihen, den die wichtigen Angelegenheiten der Kleinstädter in dem ferner Stehenden hervorrufen. Und wie Terpsichore des Dichters Muse ist, wenn er den begeistert einherschreitenden Jüngling besingt, so Erato, wenn er dessen Geliebte uns schildert. Kaum ist es Zwang zu nennen, wenn Euterpe, die Erfreude, erscheint, als die Mutter den gekränkten Sohn zu trösten gegangen ist, Melpomene, wenn Irrtum und Schwäche zu tragischer Verwickelung führen, und Polyhymnia, die liederreichste, wenn das gepriesen wird, was den Menschen über seine nächsten Grenzen erhebt. „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.“ Humanität ist es, wodurch der Pfarrer und der Richter so hoch über den Personen ihres Wirkungskreises stehen.

Ich habe ein Bild des Pfarrers zu entwerfen versucht, welches aus den Andeutungen des Dichters gewonnen dem Ideale entsprechen soll, das er hat darstellen wollen. Um es zu vervollständigen, müssen wir sehen, wie die Darstellung dieses Ideals innerhalb des Epos geschieht. zieht doch das Epos eine Grenze, die das Drama überschreitet: was der Schauspieler durch Maske und Sprache und Bewegung dem Auge und Ohre zugleich bietet, das deutet im Epos nur das Wort des Dichters an.

Die Bezeichnungen für unsern Pfarrer sind mannigfach: „der Prediger“, „der würdige Geistliche“ heißt er im Munde der Wirtin, „mein Freund“ nennt ihn der Apotheker, „der Herr Pfarrer“ sagt Hermann und der Dichter selbst wechselt mit den Benennungen „der Pfarrer“, „der treffliche Pfarrer“, „der kluge Pfarrer“, „der würdige Pfarrer“, „verständiger Pfarrer“, „der Pfarrherr“, „der gute, verständige Pfarrherr“, „der Prediger“, „der Geistliche“, „der geistliche Herr“ und „der geistliche Freund“ nämlich Hermanns.

Der Unterschied zwischen den Bezeichnungen „Pfarrer“ und „Pfarrherr“ ist nur äußerlich; das längere Wort hat Goethe nur am Schluß und im Spondeus stehen lassen, T. 171 steht auch „Pfarrers“ am Versende, im Dactylus heißt es „Prediger“, jedoch nur in den ersten Gefügen, sonst „Geistliche“. Die andern Ausdrücke und die Eigenschaftswörter entsprechen dem Verhältnisse der andern Personen zum Pfarrer, sowie dem Zusammenhange. Und zu allen Personen ist jenes Verhältnis ein bestimmtes. Die Mutter, die sonst vom Männergespräche sich zurückzieht, meldet den verehrten Gast an und hofft auf seine Verwendung für Hermann. Der Wirt erfährt Ermunterung von ihm, der Apotheker Belehrung, der Richter findet an ihm einen Mann, mit dem sich sogleich über die bedeutendsten Dinge sprechen läßt, dem ihm von Kindheit an bekannten Hermann ist er ein helfender, seiner Braut sogleich ein überlegener und doch wohlwollender Freund.

Goethe hat also nach eigener Lebenserfahrung und tiefer Erkenntnis der Bedeutung des geistlichen Berufes einen Pfarrer geschaffen und in dem Rahmen des Epos sein Bild so gegeben, daß kaum etwas zu vervollständigen oder auszulöscheln wäre, und wenn nicht mehr, so sehen wir doch, wie bis in die Einzelheiten Ideal und Ausführung sich decken. Aber ich meine, wie „Hermann und Dorothea“ ein deutsches Epos ist, das Wort „Weltbürger“ ein deutsches, so ruht auch die Auffassung auf deutscher Grundlage: kein vaterlandsloser „Cosmopolitismus“, sondern eine Erhebung des deutschen Volkstums zu seinem Weltberuf, wie er Goethe später in einer Weltliteratur vorschwebte, deren Träger die deutsche Sprache, der deutsche Geist und seine Werke sind.

Zu Schiller.

Schwebende Betonung.

Auf Raouls Bericht von der siegreichen Jungfrau läßt Schiller den König Karl erwidern

Seltsam bei Gott! höchst wunderbar und seltsam! (1276)

Wir hören also in einem jambischen Fünffüßler dasselbe Wort am Schlusse in natürlicher Betonung, am Anfang wie es scheint in unnatürlicher. Jedoch sagt uns unser Ohr, daß wir nicht seltsam betonen dürfen, sondern die erste Silbe über die zweite erhöhen müssen. Während die zweite Silbe den Versaccent behält, hat die erste den Wortaccent, sodaß die Betonung gleichsam mit ausgebreiteten Schwingen über beiden Silben schwebt: eine rhythmische Einheit, die Schiller sicher nicht dem altdutschen Verse nachgeahmt, sondern wie die alten Dichter aus natürlichem Gefühl für die Freiheit unserer dichterischen Rede gewählt hat. Es ist jenes auch nicht der einzige Vers, in dem Schiller schwebende Betonung anwendet. Bei ihm sind solche Verse weit häufiger als bei Goethe; allein in der Jungfrau von Orleans zähle ich noch dreunddreißig ähnliche Versanfänge

Seltsamer Stimmen wundersamen Klang	(124)
Mitten in Frankreich steht der Feind, verloren	(259)
Umwälzen wirß du seines Glückes Rad,	(506)
Notfürstig nur, nicht fürstlich zu erhalten.	(601)
Großmütig an mein untersinkend Glück.	(794)
Bedford und Gloster standen neben ihm,	(915)
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechselt.	(1285)
Langsam verschwindend in das Land der Womnen.	(1484)
König von England, und ihr, Herzoge	(1585)
Bedford und Gloster, die das Reich verwesen!	(1586)
Mitten ins Lager hast du uns geführt,	(1995)
Wohlseilen Ruhm zu suchen in dem Frankenrieg,	(2068)
Furchtbar ist deine Rebe, doch dein Blick ist sanft,	(2120)
Eignes Gelüsten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht	(2187)
Meldung gescheh! — Verkenkt im Lethe sei	(2468—70)
Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als dies	(2506)
Raschlobend wie in seinem Born. — Wie schnell	(2542)
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit	(2807)
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —	(3056)
Unsinn, du siegst und ich muß untergehn!	(3058)
Keines ernsthaftern Ausgangs wert?	(3052)
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf	(3141)
Unglüchlich Mädchen! Ich beklage dich,	(3316)
Hinströmen!	(3390)
Ausschließen, laut aussprechen dein Entzücken	(3589)
Furchtbare, kommst du dein Geschöpf zu strafen?	(3666)

Margot und Louison, gleich einem Traum	(3862)
Schwermütig worden. — Schwermütig! — Troste dich!	(3911—15)
Engländer, duldet nicht, daß ich lebendig	(4441)
Furchtbare Heilige! deine Hand ist schwer!	(4458)
Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.	(4629)
Höre mich Gott, in meiner höchsten Not,	(4806)
Schmerzlos und ruhig wie ein schlafend Kind!	(4894)

Daß „Orleans“ (1285) schwebend zu betonen ist, könnte bestritten werden; doch betont Schiller „Orleans“ sonst wie die französischen Namen Dunois, Du Chatel u. a. nach deutschem Gesetz. Die Senkung ist jedoch eine aufgelöste, und der Ton verteilt sich auf die erste und die dritte Silbe. 2068, 2120 und 2187 sind sechsfüßig; es ist aber klar, daß solche Verse nicht von der Beobachtung der schwebenden Betonung ausgeschlossen werden können. Dieselbe Betonung findet sich nun auch sogar in der Mitte und im letzten Fuße

Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.	(42)
Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,	(110)
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe,	(147)
Von Utrecht, ja vom äußersten Westfriesland,	(288)
Sind friedliche Landleute, wissen nicht	(447)
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden.	(604)
Erschien zahlreich genug, die Stadt zu retten.	(699)
Dem Ärmsten gleich ausdauren und entbehren!	(821)
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt	(901)
O ehrvergess'ner Pair! Unwürdiger Better!	(919)
Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,	(1064)
Du aber bist unkriegerisch gezeugt.	(1084)
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hause	(1176)
So fürcht' ich keinen Übersfall. — Dennoch	(1616)
So hättest ihr allein Frankreich erobert.	(1670)
Das war unehrerbietig von dem Sohn!	(1849)
Zu dem wahnsinn'gen Gatten hat gesellt?	(1998)
Ich selbst umkommen und ersfüllen mein Geschick.	(2193)
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,	(2344)
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!	(2626)
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid entreißt. Loslassen	(2661)
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!	(2961)
Verluch ohnmächtig wütender Verzweiflung.	(3000)
Erhabene Bernunft, lichthelle Tochter	(3060)
Keines ernsthaftern Ausgangs wert?	(3082)
Wer dürfte frei ausschaun an diesem Tage,	(3571)
Ausschließen, laut aussprechen dein Entzücken	(3589)
Weh uns! Was ist das! welch' unsel'ge Reden!	(3672)
Schwermütig worden. — Schwermütig! — Troste dich!	(3911—15)
Wir aber haben sie sichtbarer Weise	(4004)
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend	(4024)
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes	(4036)

Sie ist unschuldig — Ich verbürge mich,	(4102)
Laß sie anstürmen! Laß sie wütend toben!	(4594)
Er windet schwer arbeitend sich hervor —	(4796)

Diese mehrsilbigen Wörter zeigen deutlich die von Schiller beabsichtigte Betonung; daß sie auch der Dichter nicht etwa zu meiden suchte, beweisen die Verschlüsse 3060 und 3672, welche ursprünglich lauteten „erhabne Tochter“ und „welche unglückselge Reden“; kein Zweifel also, daß auch einsilbige Wörter, die in der Senkung stehen, über die folgende Hebung erhöht werden können, wenn der Sinn es erfordert:

Ich will, das ganze Dorf soll sie mit feiern	(58)
Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe!	(373)
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,	(442)
Ein Mann ist viel wert in so teurer Zeit,	(554)
Gibt man so eine Krone auf? Es sezt	(1050)
Gott schütz euch. Ich kann nicht mehr. — Nun so lehre	(1075—77)
Du rätest mir dieses, und dein Blut ist es	(1185)
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,	(1285)
Rat suchten und nicht fanden — sieh da stellte sich	(1242)
Und auf den Feind gerad an stürmen wir.	(1259)
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos	(1260)
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,	(1273)
Dies Schwert laß holen, denn durch dieses wirst du siegen.	(1500)
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.	(1684)
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt,	(1775)
Den Ruhm habt ihr mit starkem Geist behauptet.	(1891)
Ver sprechet nicht zuviel. — Erreich ich sie,	(1965—67)
Uns überlaß die blutige Entscheidung.	(1998)
Eignes Gelüsten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht	(2187)
Erreichten nicht die Höhe, wo sie steht,	(2434)
Doch er erwartet, daß du es nicht duldest,	(2461)
Die Reizerei straft sich am schwersten selbst.	(2578)
Euch konnt' ich hassen! Euch konnt' ich entsagen!	(2616)
Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe hast	(2786)
Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust!	(2821)
Durch deine Hand geehrt, mein sei die Sorge	(2846)
Hohn sprach bis jetzt. — Johanna's schönster Schmuck	(2861—63)
Jetzt hast du rettend tausende beglückt,	(2954)
Herr, ich bin dein Gefangener. — Nicht also	(3146—48)
Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben	(3283)
Soll' ich ihn töten? Konnt' ich's, da ich ihm	(3444)
Mich laß erröten, mich die neben dir	(3578)
Er ist der angebetete, ihm jauchzt das Volk,	(3583)
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen,	(3584)
Du bist die Heilige! Du bist die Reine!	(3620)
Sahst du die Schwester? — Die im goldnen Harnisch,	(3754—56)
Da ich euch wieder sehe, eure Stimme	(3924)
Faß dich Johanna. Fühle dich. Die Unschuld	(4098)

Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständnis —	(4288)
Du, der mir in das Elend nachgesolgt	(4290)
Denkt, daß Ich's war, die eure Trefflichsten	(4445)
Hätt' er mein Auge oder stünd' ich oben,	(4743)

Schiller hat zum Teil selbst durch Sperrung des Druckes auf diese Betonung hingewiesen. Eine größere Freiheit ist es, wenn eine Senkung nicht über die folgende Hebung, sondern über die vorangehende erhöht werden muß:

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt sich's mir	(139)
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,	(412)
Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns selbst	(985)
O kommt, kommt! Laßt mich eure Herzen schnell	(1098)
Gib wohl acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne!	(1839)
Das Mädchen! Flieh! flieh Felsberr! — Flieh zur Hölle	(2051—53)
Mein Herz glüht, an dem heiligen zu schlagen.	(2464)
O kommt, kommt, laßt uns eilen, eure Unschuld	(4355)
Das sprach dein Engel! — Sieg! Sieg! Sie entfliehen!	(4769—71)

Die Beispiele zeigen, daß diese Betonung namentlich in der Anadiplosis stattfindet, ferner daß die Schwierigkeit derselben durch die stets folgende Pause erleichtert wird. Man könnte diese Erscheinung bestreiten, sie wird indes bestätigt durch folgende mehrsilbige Wörter, deren Betonung so abzustufen ist, daß die Senkung schwächer als die vorangehende Hebung, jedoch stärker als die nächste zu sprechen ist:

Berwundert ob des seltsamen Gerätes	(193)
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,	(312)
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,	(442)
Der Weissagung, daß eine Nonne mir	(824)
Ein finster furchtbares Verhängnis walstet	(996)
Wir gehen in ein glücklicheres Land.	(1168)
König von England, und ihr, Herzoge	(1585)
Doch wenn es Not thut, alsbald ist die Kraft mir da,	(2215)
Was ist dir? Welche seltsame Bewegung!	(3570)

Wenn wir nun auch diese Betrachtung auf die Jungfrau von Orleans beschränken, so zeigt sie doch vollauf neben Schillers seinem rhythmischen Gefühl seine Beherrschung der Sprache. Nur solche, denen Form alles ist, sehen sich und andern unnötige Schranken. Wie wichtig aber die Erkenntnis jener höheren Fähigkeit Schillers ist zur Beurteilung seiner Gedichte, hat ausführlich W. Mercens gezeigt (Bemerkungen über Schillers Metrik, besonders im Taucher, Birkenfeld 1884, Programm). Er sagt: „Als das Fundament einer richtigen Auffassung der Metrik Schillerscher Verse muß das sorgfältigste Studium der Vers- und Wortaccente betrachtet werden.“

So sehr ich indes diesem Satze beistimme, so wenig glaube ich andererseits, daß die Einmischung kürzerer und längerer Verse wenigstens in der Jungfrau von Orleans überall eine beabsichtigte war. „Hinströmen“, der Schlußvers des dritten Aufzuges ist sicher mit Absicht unvollständig gelassen.

An anderen Stellen hat Schiller selbst später aus einem Trimeter einen Fünffüßler gemacht wie 3672, nie umgekehrt. Ich mache diese Bemerkung nur, um darauf den Satz zu gründen, daß auch in den Gedichten bei aller Freiheit innerhalb der Verse doch der Aufbau nicht an einzelnen Stellen aufgegeben sein kann. Mercens standert im Taucher z. B.:

Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!

Aber wie wir oben lasen z. B.:

Höre mich Gott, in meiner höchsten Not,

so ist unbedenklich auch in den eben bezeichneten Versen die schwelende Betonung anzunehmen. Alsdann erscheint der Taucher durchweg in aufsteigendem Rhythmus geschrieben, und nur der eine Vers weicht ab

Kläfft hinunter ein gähnender Spalt.

Dieser eine Vers könnte sehr wohl unbeabsichtigt zu kurz geraten sein und wie derjenige, auf welchen er reimt, mit drei Hebungen gelesen werden müssen

Kläfft hinunter ein gähnender Spalt.

Wenn wir jedoch „Kläffet“ schreiben, so haben wir schwelende Betonung und vier Hebungen und brauchen nur anzunehmen, daß Schiller bei der Revision anderes gebessert, dies aber übersehen hat.

Zum Schluß sei diesen Beispielen ein Gedicht gegenübergestellt, in welchem der Wechsel zwischen fallendem und steigendem Rhythmus augenscheinlich ein beabsichtigter und dem Sinne entsprechender ist.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Niegel geklirrt?

find, um den herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen, Daktylen;

Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt

find Trochäen, dann folgen Jamben. Ebenso beginnt die nächste Strophe und die folgenden: Erwartung, Täuschung, Sehnsucht. Der Schluß aber bietet uns gleichsam umgekehrt die Erwartung einer Täuschung und die fröhliche Täuschung dieser Erwartung; auch der Rhythmus hat „natürlich“, wie Biehoff mit Recht sagt, hier gewechselt:

Und bis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen
Und weckte mit Küszen den Freund.

Sprechzimmer.

1.

Noch einmal: Auf eigenem Baum.

Krügers Aussführungen *Ztschr. V, 4 S. 279* flg. haben mich nicht überzeugt; daß auf eignem Baum = auf eignem Saum = auf eignem Pferd ist, ist nicht bewiesen. Ich halte es für sprachlich durchaus unmöglich, daß Saum zu Baum wird, also s zu z. Ich kann an dieser Stelle keine historische Entwicklung der s-Laute geben, ein einfacher Übergang eines s-Lautes in den zusammengesetzten ts-Laut (denn so fassen wir doch beide z auf) würde sich als unmöglich erweisen; daß der weiche s-Laut in den scharfen sz-Laut (dargestellt durch ls,ß) übergeht, ist möglich. Die Stellen aus den Nibelungen und dem Parzival, wo soum = Saumroß, Pferd steht, waren mir bekannt, soum läßt sich in dieser Bedeutung noch später belegen, für Körners Sprache ist aber eine Erinnerung hieran ausgeschlossen. Für Eigennamen läßt sich allerdings der Übergang von s in z belegen, er ist aber selten; eine solche Verhärtung des s zu z kommt in Niederdeutschland bei fremdsprachigen Namen vor. (Vgl. A. Heinze, *Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich*. Halle 1882. S. 195). So ist nachgewiesen, daß die Namen Samel und Zamel dieselben sind, beide aus Samuel hervorgegangen. Unter den vielen bei Heinze angeführten Namen, die mit S beginnen, finde ich nur bei dem Stämme von Sig eine Bildung. Sigibrand gab: Siebrand - Sibbern - Seebrandt. Genitiv Sieberns und Zybrandts. Wenn niederrhein. Zoons (= deutsch Sohns) vorkommt, so ist das ein holländischer Familiename, wo das Zeichen Z den weichen s-Laut vertritt, wie ich schon früher gesagt habe (zalf = Salbe, verzoek = Ersuchen). Die Namen Zander und Sander halte ich für Ableitungen von verschiedenen Stämmen. Sander hat als Nebenformen: Sandherr-Santer-Söder und entspricht einem Sandhéri, Ableitung von dem hochdeutschen Stämme sand = alts. sóth; vgl. dän. sand, ne: sooth in: for sooth = in der That, wahrhaftig; soothsayer, der Wahrsager.¹⁾

1) Alle Ableitungen vom Stämme „Sand“ finden sich bei Heinze a. a. D. S. 195.

Zander dagegen ist eine Bildung vom Stämme Tand, hd. Zand (wie in Blatland.)

Auf jeden Fall aber halte ich an der Erklärung fest, daß „auf eignem Baum“ ein Ausdruck pars pro toto ist, der Baum steht für das ganze Pferd, wie Segel für Schiff und Lanze für Ritter.

Wismar.

Dr. O. Glöde.

2.

Zu Schillers Kampf mit dem Drachen.

Herr Prof. Dr. Seiler findet, wie ich aus der Besprechung seiner Arbeit im 7. Heft des heurigen Jahrganges entnehme, in der Schillerschen Romanze „Der Kampf mit dem Drachen“, von der gewöhnlichen Auffassung abweichend, einen neuen Grundgedanken. Ich will seinen Ausführungen gegenüber nur Folgendes bemerken. Schiller schreibt am 4. September 1798 an Goethe: „Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen.“ Goethe erwidert: „Bei dem christlichen Drachen finde ich nichts zu errinnern.“ Welches ist nun dieser christlich-mönchisch-ritterliche Geist? Doch wohl derselbe, den Schiller in seinem Gedichte „Die Johanniter“ feiert, welches Dünzler mit Recht als eine Frucht der Studien über die Geschichte der Malteser bezeichnet.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

Kraft und Demut sind auch die Haupttugenden des Drachentöters, der unbeschadet der Geisteshoheit und Größe des Ordensmeisters doch der Held des Gedichtes ist. Für den Grundgedanken des Gedichtes erscheinen mir die folgenden Stellen maßgebend:

Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewahret;
Doch sprich: Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?

Der christliche Ritter (ich betone des im Sinne von jenes Ritters) ist dem Ritter entgegengesetzt. Auch Leimbach (ausgewählte deutsche Dichtungen IV. Teil) hebt diesen Gegensatz heraus: „Ein weltlicher Ritter,“ sagt er, „braucht nur Mut zu zeigen; ein Mitglied des geistlichen Ritterordens soll mehr thun. Er schmückt sich nicht umsonst die Brust mit dem Zeichen der Selbstverleugnung, mit dem heiligen Kranze.“ Und an einer anderen Stelle: „Es giebt noch etwas Höheres als persönlichen Heldenmut, und dies Höhere ist eben der Geist, der den christlichen Ritter beseelen soll, der Geist des Gehorsams unter das

höhere Gesetz, der demütigen, selbstverleugnenden Unterordnung des eigenen Willens unter den Willen des Großmeisters. Der größte Sieg gegen einen äußeren Feind ist klein gegen den Sieg, welchen der Geist über sich selbst erringt, indem er alle Eitelkeit und Ruhmsucht, alle Eigenwilligkeit niederkämpft."

Ebenso erklärt Heeskamp (Erläuterungen zu den Gedichten des Lesebuches für die Oberklassen der Volksschule, II. Teil, Aachen 1881): „Ein Ordensritter hat höhere Pflichten.“

Derselbe Gegensatz ist hervorgehoben und die Pflichtverletzung des Ordensgliedes ins helle Licht gerückt durch die Verse:

Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden.

Endlich ist der Geist und Zweck der Ordenssaßung klar herausgehoben in den Worten:

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!

Auch den zweiten Kampf mit dem „schlimmeren Wurm“ besteht der Held, und so erscheint uns die Überschrift des Gedichtes in schönem Doppelsinne.

Ich finde nirgend den Gegensatz, den Seiler heraushebt. Allerdings beruft sich der Ritter in seiner Verteidigung darauf, daß er des Gesetzes Sinn und Willen (also den Geist im Gegensatze zum Buchstaben) getreulich zu erfüllen gemeint habe, aber darauf geht der Großmeister gar nicht ein, und das hätte doch wohl geschehen müssen, wäre es Schillers Absicht gewesen, den Gegensatz zwischen dem äußeren Gesetze und dem inneren Gebote des Gewissens, den ewigen Sätzen der Sittlichkeit, hervorzuheben. Ich bin gewiß kein Freund jener zerfasernden Kritik, welche für jeden Beistrich nach Parallelstellen sucht und den einfachsten Gedanken nur durch Hinweis auf andere Aussprüche des Dichters oder gar durch den Nachweis der Entlehnung ins rechte Licht zu rücken sucht; aber ich finde es auch mehr als bedenklich zu behaupten, der Dichter habe unbewußt etwas anderes geschaffen, als er bewußt beabsichtigt hat. Selbst wenn man „Phantasie, Divinationsgabe und starke Empfindung“ besitzt, ist hier größte Vorsicht nötig. Wieviel hat man in unsere Klassiker hineingeheimnißt, Shakespeares ganz zu geschweigen!

Schließlich liegt mir eine Frage am Herzen. Verzeiht der Großmeister nur oder belohnt er auch? Die Ansichten der Ausleger gehen hier auseinander; größere Klarheit scheint mir erwünscht. Wie sind die Worte: Nimm dieses Kreuz! aufzufassen? In der 4. und in der 24. Strophe ist unter dem Kreuze als Schmuck des christlichen Ordensritters entweder das weiße Kreuz auf dem schwarzen Mantel der Johanniter zu verstehen, oder das kleine goldene, welches sie um den Hals trugen. Welches von beiden, ist gleichgültig. Wenn aber in der letzten Strophe der Großmeister sagt: Nimm dieses Kreuz! kann darunter auch nur das Ordenskleid oder jenes Kreuz um den Hals verstanden werden? Handelt es sich nur um die Wiederaufnahme in den Orden, warum sagt Schiller nicht: Nimm dieses Kleid? Doch hören wir einige Ausleger: Putsché (Schillers Gedichte erläutert, Leipzig, Wartig 1884) erklärt: Nimm dieses Kreuz! ergänze „zurück“ (mit dem Ordensgewande). Heeskamp sagt: „Durch die Anlegung des einen wie des andern (der oben erwähnten Kreuze) wird der Jüngling wieder Ordensritter“. Gude (Erläuterungen deutscher Dichtungen I) bemerkt: „Nun kann der Meister nicht anders, er muß ihm vergeben, denn so fordert es das Wort dessen, mit dessen Kreuze er selbst geschmückt ist“. Auch Düünher versteht unter dem Kreuze „das Ordenskleid, das er ihm darreichen läßt“.

Schlagen wir Lüben und Nackes Einführung in die deutsche Litteratur II. Bd. auf, so finden wir in den Erläuterungen die Bemerkung: „Nimm dieses Kreuz! bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß der Ritter zum Komthur erhoben wurde“. In der Inhaltangabe der einzelnen Strophen heißt es bestimmter: „Er verleiht ihm eine höhere Würde, weil ihm nun auch der härtere Kampf gelungen sei“. Der darauf folgende Gedankengang schließt mit den Worten: „Die nach des letzteren Demütigung erfolgende Verzeihung bildet den Schluß des Gedichtes“. In der Disposition endlich finden wir a) der Großmeister verzeiht dem Jüngling, b) er belohnt ihn durch eine höhere Würde. Was ist nun die eigentliche Meinung, Verzeihung oder Belohnung?

In Leimbachs Erläuterungen finde ich Folgendes: „Manche Ausleger meinen, die Erhebung zum Komthur sei mit den Worten „Nimm dieses Kreuz!“ angedeutet“ (Götzinger, Biehoff). Mit Recht sprechen sich Saupe und Hartert dagegen aus: die Andeutung sei zu schwach, um verständlich zu sein, der Gedanke einer Beförderung in einen höheren Stand, nachdem er eben fast aus dem Orden ausgestoßen wäre, zu fremdartig, der Lohn für die Besiegung des Herzens nicht passend. „Gleichwohl, fügt Leimbach hinzu, darf nicht übersehen werden, daß die Quellen von der Erhebung des Ritters zum Komthur reden“.

Daß die Andeutung eine schwache ist, gebe ich zu, doch weist wohl der Ausdruck *Lohn* auf mehr als Verzeihung und Wiederaufnahme in den Orden. Mit den anderen Einwendungen Saupes und Harterts aber bin ich nicht einverstanden. Der Ritter verdiente die Ausschöpfung aus dem Orden, falls er seinen Fehler nicht zugab oder seine Strafe mit Troß aufnahm. Wir dürfen aber doch annehmen, daß seine Unterwerfung nicht bloß eine äußerliche war. Daß es ihn harten Kampf kostete, statt der gehofften Belohnung eine Strafe mit der Überzeugung von ihrer Berechtigung hinzunehmen, das erkennt ja der Großmeister selbst an. Der junge Held hatte wohl eine Beförderung für seine hervorragende Tapferkeit erwartet, diese kann ihm der Meister nicht gewähren, wohl aber darf er ihn für den schwereren Sieg im Geiste und im Sinne der Ordenssatzung belohnen; denn wer sich so selbst überwindet, ist würdig, eine Stelle unter den Gebietigern des Ordens einzunehmen. Deshalb ist dieser Lohn der Beförderung zum Komthur durch Überreichung des Komthukreuzes in diesem Falle auch für eine innere Heldenthat, wenn ich so sagen darf, durchaus nicht unpassend.

In Schillers Quelle wird der Ritter ins Gefängnis geworfen, dann wird der Rat berufen; der Meister ist für das Todesurteil, begnügt sich aber auf das Andringen der Beisitzer, dem Schuldbigen das Ordenskleid zu nehmen. Dann zeigt er dem Bestraften wieder Güte und Milde. Auf die Biten der ersten Komthure schenkt er ihm das Kleid und sein Wohlwollen wieder und überhäuft ihn mit Wohlthaten. Daß und warum Schiller hier ändern mußte, ist klar; ich meine aber, außer der Verzeihung sei auch die Belohnung anzunehmen; die bloße Verzeihung würde Schiller nicht als Lohn bezeichnet haben, als Lohn für den härteren Kampf, in dem die Demut siegt.

Vielleicht sprechen auch andere Fachgenossen zur Klärung der Sache.

Graz.

Rudolf Reichel.

Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena, Ethnologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. 1. Ließ. Straßburg, Trübner. (Das Werk wird in 10 Ließ. zu je 1 Mark erscheinen.)

Ein deutsches Wörterbuch, das in wenig Jahren fünf Auflagen erlebt, ist jedenfalls eine Erscheinung, die bisher in unseren deutschen Landen noch nicht dagewesen ist. Bekundet dieses Ereignis einerseits einen erfreulichen Anteil der weitesten Kreise an der Erforschung unserer deutschen Sprache und Art, so ist anderseits der Hauptgrund der raschen und weiten Verbreitung des Werkes zweifellos in der eigenartigen, meisterhaften Behandlung des Stoffes zu suchen. Kluge hat es verstanden, den gründlich und streng wissenschaftlich behandelten Stoff in

knapper, kurzer und flotter Weise darzubieten und dabei dem Ganzen eine so lesbare anmutige Form zu geben, daß man die lebhafteste Freude über solche auf vollendeter Beherrschung des Stoffes ruhende Eleganz der Darstellung empfinden muß.

Die vorliegende fünfte Auflage bietet viel Neues und Fesselndes, namentlich ist die Wortgeschichte und Wortentwicklung vielfach erweitert und vertieft, besonders ist die Entwicklung der Wörter innerhalb des neuhochdeutschen Zeitalters, sowie auch bei unseren klassischen Dichtern noch eingehender berücksichtigt, als in der vierten Auflage. Auch die Mundarten sind in noch größerem Umfange herangezogen als früher. Man lese z. B. die bedeutend erweiterten Artikel: Aar, Adler, Übergläube, Adebar, Alp, Ameise, Anker, Beifuß, Bellhammel u. a., sowie die neu aufgenommenen: Abbild, Abele, abonnieren, abschäzig, absolvieren, Abstecher, Abstimmung, Accent, Adamsapfel, addieren, ade, adieu, Adjutant, Admiral, Adresse, Advokat, Agio, Agraffe u. s. w. Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, daß unser Wunsch nach größerer Berücksichtigung der neuhochdeutschen Wortentlehnung und -entwicklung, den wir bei unserer Anzeige der vierten Auflage aussprachen, reichlich erfüllt worden ist. Das vorliegende hervorragende Werk auf dem Gebiete unserer Wörterbuchschreibung ist ein wahrer Hausschatz für jede Familie, hier kann man die klarsten Blicke in unsere Kulturgeschichte, sowie in deutsche Art und Wesen überhaupt thun. Insbesondere ist aber das Werk für jeden, der im Deutschen unterrichtet, geradezu unentbehrlich, da wir nirgends so knapp und klar über die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der etymologischen Wortforschung belehrt werden als in der vorliegenden überaus dankenswerten Arbeit Kluges.

Dresden.

Otto Lyon.

Hans Meyer, Lehrer am Berlinischen Gymnasium z. grauen Kloster, Preuß. Festspiele f. Schulen. Berlin, Springer 1889. 112 S. M. 1,60.

Das Buch enthält die drei Festspiele Rossbach, die Lützower, Weihnachten vor Paris. Für das beste unter ihnen möchte ich das letzte erklären. Es hat zwar keine dramatische Bewegung und kann sie auch nicht haben; aber es enthält lebendige Darstellungen aus dem großen Kriege, hat einen wirkungsvollen Abschluß, und das Ganze wird durch die Weihnachtsstimmung zusammengehalten. Zum Gelingen hat auch wohl wesentlich beigetragen, daß der Verfasser hier aus viel unmittelbarerer Empfindung heraus hat darstellen können, als in den beiden anderen Festspielen. „Rossbach“ scheint mir doch allzuwenig realistisch gehalten und das Benehmen der auftretenden Franzosen unnötig gress gemalt zu sein.

Es mag sein, daß bei gutem Spiel „Roßbach“ auf das Publikum von Schüleraufführungen am stärksten wirkt. Oft genug steht aber die Wirkung einer Dichtung in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Wert. Ein gesäuterter Geschmack — und zu diesem sollen doch die Schüler erzogen werden — wird an „Weihnachten vor Paris“ wohl am meisten Gefallen finden. Und so bin ich auch nicht im Zweifel darüber, daß diese Dichtung für Schüleraufführungen, besonders am Sedantage, am meisten zu empfehlen ist.

Berlin.

Franz Kern.

Kleine Mitteilungen.

Berlin. Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Das Kuratorium der Gesellschaft hat soeben folgenden Aufruf versandt:

„Längst sind in Deutschland zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften thätig, uns die Vergangenheit unseres Volkes in Staatsleben, Litteratur und Kunst zu erschließen. Bisher fehlte aber noch eine Vereinigung zur Durchforschung des Bodens, dem das ganze geistige und sittliche Leben des deutschen Volkes ununterbrochen Nahrung und Gestaltung verbandt.“

Nur eine planmäßige Erforschung der gesamten deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte, von der Geschichte der Universität bis zu derjenigen der Dorfschule, durch Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung des weitzerstreuten, zum großen Teil noch verborgenen Materials wird die Quellen der geistigen und sittlichen Bildung vergangener Zeiten ganz aufdecken können.

Eine Aufsuchung, Prüfung und Bearbeitung der Quellen, wie sie für die Staatsgeschichte des Mittelalters durch die „Monumenta Germaniae Historica“ erreicht wurde, muß auch für die Erziehungsgeschichte unseres Volkes von ihren ersten Anfängen an bis zur Gegenwart erstrebt werden.

Diese würdige Aufgabe kann in wissenschaftlich genügender Weise nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte gelöst werden. Es gilt, den vereinzelten Bemühungen auf diesem Gebiete einen Mittelpunkt zu schaffen, durch geeignete Veröffentlichungen den Weg der deutschen Bildung die Jahrhunderte hindurch aufzuhellen und hierdurch auch die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart zu fördern.

Zu solchem Zwecke hat sich die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin gebildet. Sie lädt hierdurch alle Freunde deutscher Kulturgeschichte ohne Unterschied des religiösen oder politischen Bekennnisses ein, sich ihren Bestrebungen anzuschließen. Da namentlich im Mittelalter Bildungsmittel und Bildungsformen in weitem Umfange den Nationen des Abendlandes gemeinsam waren, werden die Arbeiten der Gesellschaft auch für die außerdeutsche Geisteswelt Bedeutung gewinnen. Durch die geplanten Veröffentlichungen wird zugleich die Geschichte der einzelnen Fachwissenschaften mannigfache Förderungen erfahren.“

Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte legt ihre Arbeiten nieder in den Bänden der „Monumenta Germaniae Paedagogica“ (Herausgeber: Dr. Karl Kehrbach) und in periodisch erscheinenden „Mitteilungen“.

Der „Jahresbeitrag“ ist auf 5 Mark festgesetzt, wofür die „Mitteilungen“ den Mitgliedern kostenfrei zugesandt werden.

Es wird bemerkt, daß Archive, Bibliotheken, Schulen, Vereine sc. als solche die Mitgliedschaft erwerben können.

Die „Säzungen“ sind zu beziehen durch den ersten Schriftführer Herrn Dr. K. Kehrbach, Berlin W, Ansächerstraße 56 II, der, wie jedes Mitglied des Kuratoriums Beiträtsmeldungen entgegennimmt.

Zu den Kuratorial-Mitgliedern gehören hervorragende Vertreter der in Betracht kommenden Fachwissenschaften, Bildungsanstalten, Konfessionen und der deutschen Länder, z. B. Bellermann, Denifle, Dittes, Harnack, Friedrich Kluge, v. Sallwürk, Franz Kern, Stephan Waeholdt, Stengel, Uhlig, Willmann u. a. Das preußische Kultusministerium ist vertreten durch die Geheimen Räte: Althoff, Höpsner, Klix, Schneider, Stauder sc.

Das Unternehmen ist kein buchhändlerisches. Mit der Zahl der Mitglieder wird Umfang und Reichhaltigkeit der „Mitteilungen“ wachsen. Einzelne Hefte und Jahrgänge der „Mitteilungen“ werden im Buchhandel nur gegen Aufschlag zu haben sein.

Das erste Heft der „Mitteilungen u. s. w.“ welches der XLI. Philologen-Versammlung zu München gewidmet wurde, ist bereits erschienen. Es enthält: Widmung. Aufruf. Gründung der Gesellschaft. Säzungen. Geschäftsordnung. I. Zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Wittelsbachischen Regenten-hause. Von Gymnasialprofessor Dr. Friedr. Schmidt in München. II. Die Verdienste des bayerischen Bischofs Clemens Wenzeslaus um das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Von Dr. Ludwig Muggenthaler in München. III. Das erste Lesebuch des Triviums in den Kloster- und Stiftsschulen des Mittelalters (11.—15. Jahrh.). Von Professor Dr. Ernst Voigt in Berlin. IV. Zum Schul-wesen Münchens im Jahre 1560. Von Professor Daisenberger in Dillingen (Bayern). V. Archivalische Beiträge zur Geschichte der Schulkombüe in München (1549—1618). Von Dr. Karl Trautmann in München. VI. Eine Schulordnung der Lateinschule zu Memmingen aus dem 16. Jahrhundert. Von Gymnasialprofessor Dr. Emil Reichenhardt in Nürnberg. VII. Ein Stundenplan der Landschule zu Schleusingen (um 1580). Von Professor Dr. Georg Müller in Dresden. VIII. Ein Lehrerzeugnis aus dem Jahre 1593. Von Professor Dr. Georg Müller in Dresden. IX. Eine Berufsurkunde für den Lehrer zu Hammerstadt (Oberlausitz) aus dem Jahre 1780. Von Neumann in Hammer-stadt. X. Frequenz-Verhältnisse einer Dorfschule im Jahre 1747—1748. Von Stadtschulinspektor Dr. L. H. Fischer in Berlin. XI. Ein badischer Schul-reformator und die Bankerottierer. Von Gymnasialprofessor Heinrich Funk in Karlsruhe. XII. Zwei alte ABC-Bücher (1534 und 1787). Von Seminar-Oberlehrer Fehner in Berlin. XIII. Aus pädagogischen Bibliotheken: Bibliothek des Königlichen Seminars für Stadtschullehrer in Berlin; das deutsche Schul-museum; Lehrmittel-Ausstellung im deutschen Schulmuseum. (Zur Methodik des Geschichtsunterrichts von R. Aron in Berlin.) XIV. Vorlesungen über deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte an deutschen Universitäten im Winter-Semester 1890—91 und Sommer-Semester 1891. Mitgeteilt von F. Ascherson. XV. Aus neueren Rezensionen der Monumenta-Bände. XVI. Vereinswesen. XVII. Aufrufe. XVIII. Übersicht der seit dem 1. Januar 1891 in Zeitschriften erschienenen Ab-handlungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. XIX. Übersicht der seit dem 1. Januar 1891 im Buchhandel erschienenen Werke zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

— Angesichts der Teilnahme, die sich für das im März 1892 bevorstehende Comenius-Zubiläum schon jetzt in vielen Ländern kundgibt, haben auch die obersten Schulbehörden verschiedener Staaten zu der Sache Stellung genommen. Den Aufruf haben mitunterzeichnet aus dem Königl. preuß. Kultusministerium

der Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Herr Dr. Schneider, aus dem Erziehungs-bureau der Vereinigten Staaten dessen Chef Herr Dr. T. W. Harris in Washington. Der Departements-Chef im Kirchen- und Unterrichtsministerium Norwegens, Herr D. F. Knudsen, ist Mitglied der Comenius-Gesellschaft geworden; ihre Zustimmung haben der jetzige Minister des Innern im Königreich der Niederlande, Herr Dr. jur. van Tienhoven, der vormalige Volks-Schulinspektor des Königreichs Schweden, Herr C. J. Meyerberg und der Geh. Rat Dr. Bornemann aus dem kgl. sächs. Kultusministerium schriftlich zu erkennen gegeben. Besonders erfreulich ist das Vorgehen des Ober-Schulrats für Elsaß-Lothringen, welcher beschlossen hat, den Aufruf von Straßburg aus den Schulen zugehen zu lassen. Auch eine Reihe größerer Städte (Amsterdam an der Spitze) hat in der Comenius-Gesellschaft Stifter-Rechte erworben. Das soeben zur Verwendung kommende erste Verzeichnis der Gesellschafts-Angehörigen weist 540 Namen an; gesehener Männer aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Norwegen, Österreich-Ungarn, Russland, Schweden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten auf. Anmeldungen und Anfragen sind bis auf weiteres an Herrn Archiv-Rat Dr. Keller zu Münster (Westf.), Beiträge an das Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C., zu richten.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 4 April: Albert Bielschowsky, Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert, besprochen von Martin. (Die Ausführungen Bielschowskys beruhen auf ebenso altheitiger Erwägung des Überlieferter als auf gesunder Anschauung.) — Franz Müncker, Friedrich Gottlieb Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, besprochen von R. Weissenfels. (Münckers Buch ist eine bedeutende und dankenswerte wissenschaftliche Leistung, aber eine künstlerische und eine, in der Klopstocks Wesen und Poesie bis in alle Tiefen durchsichtig vor uns läge, ist es nicht.) — Eduard Hoffmann, Der mundartliche Volksamismus von Basel-Stadt; H. Blattner, Über die Mundarten des Kantons Aargau; R. Brandstetter, Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart, besprochen von O. Behaghel.

Nr. 5 Mai: Karl Weinhold, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, besprochen von Friedrich Kauffmann. (Die Gründung des Vereins für Volkskunde muß als ein Ereignis von außerordentlicher Bedeutung für die deutsche Philologie betrachtet werden. Erst die Pflege der Volkskunde wird unsere Fachwissenschaft in der Heimat populär machen, und wir werden das sehr notwendig brauchen, wenn in Zukunft deutsche Art unserem Volke zu lebhafterem Bewußtsein gebracht werden soll. Volkstümliche Studien werden in Zukunft einen Fermentstoff unserer nationalen Erziehung abzugeben haben.) — Wöber, Die Skiren und die deutsche Heldenage, besprochen von Hermann Fischer. — H. Selz, Der Versbau im Reime Bos, besprochen von O. Glöde. — Joh. Salzmann, Die Hersfelder Mundart, besprochen von O. Behaghel. — M. F. Töllmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringen und Luxemburger, besprochen von Eduard Hoffmann. — Emil Reich, Grillparzers Kunsthilosophie, besprochen von Minor. — Ewald Künon, Beobachtungen über das Verhältnis des Reims zum Inhalt bei Goethe, besprochen von O. Behaghel. — S. Mehring, Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung, besprochen von O. Behaghel.

Germania 35,4: Arnstädter Bruchstücke: I. P. Walther, Bruchstück einer Handschrift des Rolandliedes. II. D. Behaghel, Bruchstück des Parzival. — K. Euling, Mnd. geistliche Gedichte. — G. Chrismann, Zum Schlegel des Rüdiger von Hunthofen. — R. Sprenger, Zu Albers Enugdalus. — Fr. Grimm, Zum Leben Ulrichs von Lichtenstein. — M. Faber, Hans Rosenplüt ein Rotschmied. — Ed. Damköhler, Zum Saßbau bei Luther. — Ders., Zu Gerhard von Minden. — O. Brenner, zu Germ. 34,369. — D. Behaghel, Zum Lanzelet Ulrichs von Bazikhoven. — G. Chrismann, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1886 (Schluß).

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I,1: Karl Weinholt, Zur Einleitung. — Steinhälf, An den Leser. — W. Schwarz, Volkstümliche Schlaglichter. — K. Maurer, Zur Volkskunde Islands. — R. Köhler, Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original. — K. Löwe, Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen. — M. Resener, Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein in Vorstellung und Rede des Tiroler Volkes. — U. Jahn und A. Meyer-Cohn, Jamund bei Cöslin. — Ein isländischer Bluthegen. (Die ausgezeichnete Zeitschrift, die uns schon in dem ersten Hefte manche schöne Gabe bietet, sei vor allem den Lehrern des Deutschen warm ans Herz gelegt. D. L. d. Bl.) Indogermanische Forschungen I,1 u. 2: Adolf Noreen, Über Sprachrichtigkeit (übersetzt von Arvid Johansson).

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 15,3: S. Bugge, E. Sievers, Vokalverkürzung im Altnordischen. — Fellinek, Die Monseer Glossen; Zum Fimnsburgfragment; Zu Heinrichs von Freiberg Tristan; Zu Ulrichs von Eschenbach Alexandreas; Die dial. Verhältnisse des Monacensis; Zur Skeireins. — K. Luick Zur ae. und as. Metrik (Schwellvers und Normalvers, Alliteration und Versrhythmus). — van Helten, Grammatisches. — Streitberg, Weiteres zur Geschichte der io-Stämme; Zur Geschichte der es-Stämme. — E. Lidén, Ethnologien. — K. Brügmann, Zur Frage der Entstehung des grammatischen Geschlechts. — Faekel, Zur Lexikologie des Altfris.; Zur altfries. Psalmenglosse; Mundingasi. — Feist, Got. Ethym. — Kauffmann, Mythologische Beugnisse aus röm. Inschriften. I. Hercules Magusanus. — Böhme, Zu Zwein 3223. — Sievers, Zu Neidhart.

Westermanns Monatshefte, März: K. Heinemann, Frau Christiane v. Goethe, geb. Bulpius. — April: Lily v. Kretschmann, Ottilie v. Goethe und ihre Söhne.

Chronik des Wiener Goethevereins 3: Zu Goethes Leben und Wirken. Die Gegenwart 9: P. Seliger, Zur neueren Schillerlitteratur. — 16: Rud. Kleinplaul, Lautliche Fingerzeige.

Berichte des freien deutschen Hochstifts 1891, 2: K. Rehorn, Das Ideal und das Leben. — M. Koch, Neuere Goethe- und Schillerlitteratur II. — Valentin, Eigenhändiger Brief Goethes.

Die Grenzboten 12, 13: Allerhand Sprachdummheiten.

Neu erschienene Bücher.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Zwölfter Jahrgang 1890. Zweite Abteilung. Leipzig, Carl Reißner 1891.

- Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 2. Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Sekunda. 7. Aufl. Paderborn, Schöningh 1891. Preis M. 3,50.
- Martin Greif, Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. Stuttgart, deutsche Verlags-Anstalt 1891. 142 S.
- Ad. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. 8. Lieferung. Berlin, Norddeutscher Verlag 1891.
- G. Burghauser, Die neuhochdeutsche Dehnung des mittelhochdeutsch kurzen Stammvokals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkte (Aus dem 15. Jahresberichte der deutschen Staatsrealschule in Karolenthal). 25 S.
- R. Jonas, Musterstücke deutscher Prosa. Ein Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Berlin, Gärtner (Heßfelder) 1891.
- A. Matthias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten. Düsseldorf, Schmitz und Olberz 1892. 160 S. Preis M. 1,50.
- Franz Spengler, Der deutsche Aufsatz. Zur Methodik des deutschen Unterrichtes an den Gymnasien. Wien, Carl Konegen 1891. 48 S. Preis M. 1.
- Hermann Molkenboer, Die internationale Erziehungsarbitrat. Einschaltung des bleibenden internationalen Erziehungsrates. Flensburg, Aug. Westphalen. Preis M. 0,90. 1891.
- W. Cosack, Materialien zu Gotth. Ephraim Lessings Hamburgischer Dramaturgie. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 458 S. Preis M. 4,80.
- Wenzel Horáček, Die Entwicklung der Sprache Hallers (Schluß) Programm der Staats-Oberrealschule zu Bielitz.
- Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. I. Die deutsche Heldenage 1. (Hildebrandslied, Waltherlied, Merseburger Baubersprüche, Muspilli) 2. Aufl. — 2. Ausdruck, übertragen und erläutert von H. Löschhorn. Halle, Verlag des Waisenhauses. 1891. 126 S.
- Siegm. Oberländer, Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatz. Versuch eines Leitfadens für den deutschen Aufsatzunterricht in der Unterrealschule. Neutitschein, Selbstverlag des Verfassers (Programm der dortigen Oberrealschule).
- Anselm Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. (Fortsetzung.) Programm des Ober-Gymnasiums zu Seitenstetten. 1891.
- H. Seeger, Deutsche Schulgrammatik (Sexta bis Tertia), Wismar, Hinstorff 1891. 116 S. Preis M. 1,80.

150 ausgewählte deutsche Gedichte schulgemäß und eingehend erläutert,
verbunden mit einer elementaren Litteraturgeschichte und Poetik von
Ernst Eckardt, S. Schulrat und Bezirksschulinspektor.

Das Werk erscheint in 10 Lieferungen à 50 Pf.

Ein Handbuch, welches vortrefflich geeignet ist, den deutschen Unterricht zu beleben und Lust und Liebe zu den deutschen Klassikern zu wecken. Die Auswahl ist eine vorzügliche und die Erläuterungen eingehend und frisch, ohne den poetischen Reiz der Gedichte zu verwischen.

C. Niesler's Verlag in Wurzen und Leipzig.

„Ein willkommener Gehilfe und Freund des Lehrers“
ist das neue, reich illustrierte und höchst eigenartige Jugendjournal



Bisher überall aufs günstigste besprochen und als wirklich nützlich sehr empfohlen. **Preis pro Quartal (6 Hefte) Mark 2.10.**

Jedes Postamt und jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an.

Stuttgart.

Verlag von K. F. Glaeser.

Uzingen-Calmberg, **Die Kunst der Rede, Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik und Poetik.** 3. Aufl. Preis 3 Mart.
Verlag von Orell Füssli in Zürich.

Soeben erschien im Verlage von **B. G. Teubner** in Leipzig:

Mushacke's deutscher Schul-Kalender
für das Schuljahr 1891/92.

41. Jahrgang.

Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben
[Kalender und Notizbuch.]

Michaelis-Ausgabe 1891

(vom 1. Oktober 1891 bis 31. Dezember 1892 reichend).

16. Geheftet M 1.—; in biegsamen Leinwandband geb. M 1.20.

Jährlich 2 Ausgaben: 1) Michaelis-Ausgabe: von Michaelis bis Ende des nächstfolgenden Jahres reichend und 2) Oster-Ausgabe: von Anfang eines Jahres bis zu Ostern des nächstfolgenden reichend

Inhalt: Kirchl. und astronom. Kalender, Genealogie, Posttarif und Telegr.-Gebühren, Notizbuch für die Zeit vom 1. Oktober 1891 bis 31. Dezember 1892, Lektoratspläne für Direktoren und Lehrer, Ordinariatslisten, Censurlisten, Notizen für Konferenzen, verliehene, geliehene und neue Bücher, Adressen, 2 Bogen weißes, 1 Bogen gewürfelter Papier u. s. w.

Die „Wochenschrift für klassische Philologie“, 1890, Nr. 40 (vom 1. Oktober), sagt über obigen Kalender:

„Einen alten Freund vertauscht man nicht wie einen alten Rock. So werden viele Lehrer viel lieber ihren alten Mushacke beibehalten, als einen der zahlreichen neuen Konkurrenz-Taschenkalender in Gebrauch nehmen. Die letzte Ausgabe ist ganz geeignet, dem bewährten Genossen neue Freunde zu gewinnen...; auch der Preis ist horabgesetzt. Wir begrüßen die neue Ausgabe mit ganz besonderer Freude und möchten sie unsern Kollegen dringend empfehlen: sie zeichnet sich durch Zweckmäßigheit und Gediegenheit nicht bloß vor ihren Vorgängern, sondern auch vor ähnlichen Kalendern höchst vorteilhaft aus.“

Die Einrichtung ist wieder die altbewährte frühere. B. G. T.

Inhalt.

	Seite
Deutschland grammatisch, zur Geschichte seiner Form. Von Rudolf Hildebrand	513
Zum deutschen Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen. Von Karl Koch in Leipzig	520
Etwas vom Lesen und Vesebuch in der Volksschule. Von Karl Strobel in Berlin	527
Wo und wie studiert man außerhalb des Kollegs und der Studierstube Germanistik? Von Karl Franke in Leisnig	537
Gegen den Mißbrauch des Apostrophs. Von Bernhard Maydorn in Marienwerder	545
Ferdinand, Albas, und Don Carlos, Philipp's Sohn. Eine Aufsatzbereitung. Von Ferdinand Schulz in Charlottenburg	552
Zu Goethe und Schiller. Von O. Draheim in Berlin	557
Sprechzimmer: Nr. 1. Noch einmal: Auf eigenem Baum. Von Dr. O. Glöde in Wismar. Nr. 2. Zu Schillers Kampf mit dem Drachen. Von Rudolf Reichel in Graz	566
Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden	570
Hans Meyer, Festspiele für Schulen. Angezeigt von Franz Kern in Berlin	571
Kleine Mitteilungen	572
Zeitschriften	574
Neu erschienene Bücher	575
